

*Erhard  
Eppler*

*Als  
Wahrheit  
verordnet  
wurde  
Briefe an  
meine  
Enkelin Insel*



Erhard Eppler  
berichtet, in Briefen  
an seine Enkelin  
und aus der Perspektive  
seiner Jugend,  
über die Jahre 1933 bis 1945,  
das Leben in einer  
schwäbischen Kleinstadt,  
Kindheit, Schule  
und Militärzeit –  
und darüber, wie in  
dieser Zeit die ›Wahrheit‹  
mehr und mehr  
verordnet wurde.

Erhard Eppler, im politischen Leben der Bundesrepublik durch engagierte Parteiaufgaben und in hohen Staatsämtern erfahren, schreibt 1993/94 Briefe an seine Enkelin, deren politisches Bewußtsein gerade zu erwachen beginnt. Nicht die große Politik aber ist der Gegenstand, sondern das Leben des einzelnen, der persönliche Weg, den jemand, der 1933 sechs Jahre alt war, bis 1945 genommen hat, zu nehmen gezwungen war.

So leisten diese Briefe Aufklärung aus der eigenen Lebensbeschreibung heraus, aus Bericht und Erzählung kleiner und großer Ereignisse, die den damals Heranwachsenden und seine Familie geprägt haben, vorgetragen ohne moralische Vorhaltungen, doch auch ohne Entschuldigung, im Eingeständnis vermeidbarer Schwächen keineswegs um Verständnis bittend; die Schilderung der Zeit ist ihre Anklage zugleich.

Gerade in dieser Beschreibung der Normalität eines harmlosen Kleinstadtlebens, wie es Millionen Deutsche geführt haben, werden die grausamen Konsequenzen der Politik jener Zeit offenbar. In den geschilderten Szenen selbst, aus Kindheit, Schule

und Militärzeit, wird sichtbar, daß und wie eine schleichende Indoktrination den Ungeist in die Köpfe brachte, bis die Lüge als Wahrheit verordnet werden konnte.

Erhard Eppler, Dr. phil., geb. 1926 in Ulm, aufgewachsen in Schwäbisch Hall, Mitglied des Bundestages 1961-76, Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit 1968-74, Mitglied des Landtages von Baden-Württemberg 1976-82, 1976-80 Fraktionsvorsitzender, Landesvorsitzender der SPD 1970-1992, Mitglied des Präsidiums der SPD 1973-1989 (ausgen. 1982-84), Vorsitzender der Grundwertekommission der SPD 1973-92, Stellvertretender Vorsitzender beider Programmkommissionen 1985-89, Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentags 1981-83, 1989-91.

Veröffentlichungen: *Wenig Zeit für die Dritte Welt*, 1971; *Ende oder Wende*, 1975; *Wege aus der Gefahr*, 1981; *Einsprüche*, 1986; *Wie Feuer und Wasser*, 1988; *Reden auf die Republik*, 1990; im Suhrkamp Verlag erschien: *Kavalleriepferde beim Hornsignal. Die Krise der Politik im Spiegel der Sprache*, 1992.

Erhard Eppler

*Als Wahrheit verordnet wurde*

Briefe an meine Enkelin

Insel Verlag

Erste Auflage 1994  
© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1994  
Alle Rechte vorbehalten  
Satz: Wagner GmbH, Nördlingen  
Druck: Offizin Andersen Nexö Leipzig GmbH  
Printed in Germany

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

*Als Wahrheit verordnet wurde*  
Briefe an meine Enkelin

**Liebe Lisa,**

Dein Grossvater ist im Frühjahr 1933 zur Schule gekommen, ein paar Tage nachdem in der Garnisonskirche zu Potsdam ein erst vierundvierzigjähriger Herr im Frack sich tief und werbewirksam vor einem uralten General verbeugt hatte, der damals Reichspräsident war. Vielleicht wirst Du dieses Bild im Geschichtsbuch einmal gelangweilt überblättern. Damals war es riesig in all den Zeitungen, die ich noch nicht lesen konnte. Und als dieser Herr im Frack, der sonst fast immer Uniformen trug, erst braune, dann grünlich-graue, sich dann zwölf Jahre später umbrachte und verbrennen liess, ehe die Russen in Berlin auch seine Reichskanzlei stürmten, da war ich gerade achtzehn Jahre und fünf Monate alt, so alt wie Deine Mutter, als sie sich aufs Abitur vorbereitete. Aber ich fühlte mich schon wie ein alter Soldat, nachdem ich genau 20 Monate in drei verschiedenen Uniformen Kriegsdienst geleistet hatte.

In diesen zwölf Jahren war so vieles anders als heute, dass ich manchmal Mühe haben werde, mich verständlich zu machen, nicht nur, weil wir noch auf der Strasse Prellball und Fussball spielen konnten, da nur Ärzte und Fabrikanten ein Auto hatten, nicht nur, weil es keine Fernseher gab und mein Vater erst im Herbst 1938 ein Radio kaufte, sondern weil, als ich kaum so alt war wie Du jetzt, das Schiessen, das Bombardieren und Bombardiertwerden begann, das fast sechs Jahre lang dauerte, und weil in den sechs Jahren zuvor manche spürten, dass dies alles nur im Kriege enden konnte.

Wenn Du bald im Geschichtsbuch lesen wirst, was damals an Schrecklichem geschah, wirst Du fragen, wie Deine Urgrosseltern – und Deine Urgrossmutter lebt ja noch – so etwas zulassen und wie Deine Grosseltern da mitmachen

8 konnten. Darum will ich erzählen, was ich erlebt habe; das, was mit dem Geschichtsbuch zu tun hat, und das, was damit gar nichts zu tun hat. Ob Du dann aufhörst zu fragen, weiss ich nicht. Wenn Du dann erst richtig anfängst, soll's mich freuen.

Vielleicht wunderst Du dich, **Liebe Lisa**, dass ich gerade Dir schreibe und nicht einem Deiner Geschwister oder Deiner Vettern und Basen. Der Grund ist, dass Du mein ältestes Enkelkind bist, dass Du, wenn diese Briefe gedruckt werden, gerade konfirmiert bist, also schon so alt bist wie ich, als mein Vater starb. Ich vermute einfach, dass Du lesen wirst, was Dein Grossvater als halbes oder ganzes Kind getan hat, oder genauer: mit sich hat machen lassen. Und wenn meine anderen Enkel auch dazu Lust haben, dann sollen sie wissen, dass ich alles auch für sie aufgeschrieben habe.

*28. September 1993*

**Liebe Lisa,**

meine ersten Erinnerungen stammen aus der Zeit, als ich so alt war wie jetzt Deine jüngste Kusine, also dreieinhalb Jahre. Es war das Jahr 1930. So wie Du Dich später noch an Grossvaters Garten in Dornstetten erinnern wirst, wo Du im Sommer rohe Erbsen aus den grünen Schoten herauspicken lerntest und im Frühjahr neue Erbsen selbst stecken halfst, so weiss ich heute noch, dass meine Grossmutter in Ulm, mitten in der Stadt, ein paar Rehe hielt, die wir Enkel mit Karotten füttern durften. Ich weiss auch noch, wie meine Mutter mich hin und wieder auf den Markt mitnahm, wo es viele bunte Blumen aus den Bauerngärten der Alb und des Donautals gab, von denen ich manchmal ein Sträusschen mit nach Haus nehmen durfte. Seitdem habe ich wohl eine Vorliebe für die Ringelblumen, die Du jetzt überall in unserem Haller Garten findest.



Der Markt war vor dem Münster, das mir solchen Eindruck 9 machte, dass ich über viele Jahre kein Bauwerk als Kirche gelten lassen wollte, das dem Münster nicht wenigstens ähnlich sah, auch nicht die Haller Michaelskirche mit ihrem romanischen Turm über der Freitreppe.

Der Grossvater, von dem meine Mutter sagte, er habe im Münster gepredigt, lebte nicht mehr. Er war gegen Ende des Ersten Weltkrieges an Krebs gestorben. Ich habe keinen Grossvater kennengelernt. Opas, das waren bei uns Bilder von würdigen, bärtigen Männern, dunkel gerahmt, die uns nichts sagten. Dieser Grossvater muss ein lustiger Pfarrer gewesen sein, denn sonst wäre er nicht so grossartig mit der Grossmutter ausgekommen. Sie war schon zu Beginn unseres Jahrhunderts, was man eine moderne Frau nennt: Sie war immer schick angezogen, zog die Augenbrauen nach, führte bei uns zu Hause – zum Ärger meines Vaters – das Kartenspielen ein, 66 zu viert, Dapp, Rommé. Sie las viel, nicht nur, was Pfarrfrauen so lesen. Einmal, als sie noch auf dem Dorf lebten, in Aldingen bei Spaichingen, hat sie ihren Mann in die Sakristei eingesperrt, weil er sie geärgert hatte. Die Gemeinde konnte warten, bis sie ihn wieder herausliess. Sie hatte sogar politische Ansichten, die dem Oberkirchenrat gar nicht gefielen.

Sie freute sich, wenn jener Friedrich Naumann zu Besuch kam, nach dem die Freien Demokraten ihre Stiftung benannt haben – eher zu Unrecht, wie ich meine. Die Grosseltern gehörten zu den Anhängern Naumanns, und das galt in der Kirche als links. Sie hatten also mehr für Gewerkschaften oder Sozialdemokraten übrig, als das damals in der württembergischen oder gar in der preussischen Kirche üblich war. Trotzdem kam der Vater meiner Mutter 1912, also kurz bevor der Erste Weltkrieg ausbrach, ans Ulmer Münster. Er soll ein guter Prediger gewesen sein, lebensnah und

10 nicht ohne Humor. Aber wenn ich die Predigten nachlese, die er während des Krieges abends im brechend vollen Münster gehalten hat – die Ulmer eilten mit Klapphockern herbei –, dann kann ich nur den Kopf schütteln: Da ist von einem Gott die Rede, der nichts Wichtigeres zu tun hatte, als den deutschen Armeen den verdienten Sieg über Franzosen, Russen oder Italiener zu verschaffen. Aber so haben viele, ja die meisten damals gepredigt.

Zu den Dokumenten, die ich gut aufbewahre, gehört der Brief, den Friedrich Naumann meiner Grossmutter schrieb, als der Grossvater 1917 gestorben war. Meine Mutter war damals gerade neunzehn Jahre alt, und sie kann heute noch ziemlich präzise erzählen, wie der Dekan darauf bestand, die Beerdigung zu halten, obwohl der Grossvater gebeten hatte, dass ein befreundeter Kollege diesen letzten Dienst versehe. Gegen Ende der zwanziger Jahre waren die vier Töchter, meine Mutter und ihre drei Schwestern, nur noch selten im Hause, so dass wir die Grossmutter meistens alleine antrafen, wenn wir die Rehe füttern wollten.

Bei dieser Oma wurde ich auch abgeliefert nach jenem schlimmen Unfall, dem ich vielleicht bis heute meine Neigung zu Kopfschmerzen und Migräne verdanke. Es geschah, kurz bevor mein Vater von Ulm nach Schwäbisch Hall versetzt wurde, also im Sommer 1930. Ich bin nicht sicher, ob das, was ich darüber weiss, aus meinem Gedächtnis stammt oder aus den Berichten meines Bruders Richard, der damals bereits sechs Jahre alt war und später behauptete, so und nicht anders sei's abgelaufen.

Du musst wissen, dass dein Onkel Richard, mit dem Du schon im Segelflugzeug geflogen bist, von klein auf fasziniert war von allem, was fliegt. Da waren die Vögel, Elstern, Bussarde, Schwalben, denen er stundenlang zusehen konnte, um zu begreifen, warum sie sich so

flink und leicht in der Luft bewegen konnten. Aber noch spannender war für ihn alles, was Menschen zum Fliegen bringen konnten: Zeppeline, Ballone, Flugzeuge mit und ohne Motor. Er selbst faltete schon damals aus Heftpapier kleine Schwalben, deren Segelkünste er stundenlang beobachten konnte. Am besten auf der Strasse, wo damals, wie gesagt, noch wenige Autos fuhren.

An jenem Tag im Sommer 1930 nahm Richard mich mit auf die Strasse zum Schwalbenstarten. Ich musste die gelandeten Papierflieger zurückholen, und wahrscheinlich war ich ganz stolz darauf, dass ich auch zu etwas nütze war.

Ja, und dann kam, so erzählt es der Bruder – ein Radler auf uns zu, sicher nicht zu rasch, so wie Radler in der Stadt auf ebener Strasse fahren. Es war ein Reichswehrsoldat, von denen es in Ulm sehr viele gab, sicher ein vorsichtiger Mann, der seine Augen offen hatte. Auf der Strasse lag eine Schwalbe. Ich wollte sie nicht holen, weil ich den Radler kommen sah. Aber im letzten Moment rannte ich doch los, dem Reichswehrmann genau ins Rad.

Vieles spricht dafür, dass mein Bruder die Wahrheit sagte und sich nicht nur herausreden wollte. Denn was ich damals tat, ist mir seither mehr als einmal passiert, im Autoverkehr, aber auch in der Politik: dass ich lange und mit gutem Grund gewartet habe und dann im falschen Augenblick doch noch meinte, es probieren zu müssen.

Jedenfalls, der Soldat war ganz unschuldig an meinem ersten Zusammenstoss mit der bewaffneten Macht, der mir eine schwere Gehirnerschütterung eintrug. Zeitweise waren meine Eltern nicht sicher, ob ich überleben würde. Unser – übrigens jüdischer – Hausarzt Dr. Neuhaus verord-

12. nete Eisbeutel auf den Kopf und betreute mich rund um die Uhr. Vielleicht hat er mir das Leben gerettet. Er ist dann, so höre ich, rechtzeitig ausgewandert.

Meine eigene Erinnerung, **Liebe Lisa**, ist ganz seltsam: Ich hatte das Gefühl, alles bestehe aus Kakao, alles rieche nach Kakao, viele Tage lang, sogar als ich wieder hören und sprechen konnte. Vielleicht wüsste ein Arzt, warum dies so war, aber ich muss ja nicht alles wissen.

Inzwischen war die Familie Eppler nach Schwäbisch Hall umgezogen. Ich wurde nachgeholt. In Heidenheim stieg ich auf eigene Faust aus, wollte dableiben, bis der Schaffner mich meinen Eltern wieder in den Zug hineinreichte. Bis heute mag ich die Ostalb besonders.

Von der ersten Wohnung in Hall, sie lag in der Stuttgarter Strasse, ist mir nur die Erinnerung an lange, dunkle Gänge geblieben. Sie waren offenbar nicht der Grund für den raschen Auszug. Wie meine Mutter berichtet, liess sich die Wohnung kaum lüften. Von der einen Seite drang Wirtshausduft in die Wohnung ein – für meinen Vater ein Greuel –, auf der anderen war ein Misthaufen, deren es damals in der Stadt noch einige gab. Da meinem Vater nichts über frische Luft ging, suchte er für seine fünf Kinder etwas Luftigeres. Im Frühjahr 1931 fand er ein uraltes Haus, versteckt in einem riesigen Garten, draussen am südöstlichen Rand der Stadt, hoch über dem Kochertal. Es war ein heruntergekommenes Herrschaftshaus aus dem späten 18. Jahrhundert. Das zeigte nicht nur der Name «Olymp» für das ganze Anwesen, das bezeugten auch die steinernen Tische und Bänke überall im Garten, das herrschaftliche Tor mit dem steinernen Löwen darüber, der von Weinreben überdachte Aufgang vom Tor bis zum Haus, die Schwertlilien, Rosen und Pfingstrosen, die Eichen und Kastanien, auf denen wir uns Hochsitze bastelten. Dass in diesem

Haus unzählige Mäuse ihre Gänge durch das brüchige Gemäuer gegraben hatten, störte uns Kinder nur, wenn sie nachts über die Bettdecke huschten. Im Übrigen freuten wir uns an den Katzen, die nun unseren Haushalt belebten und immer wieder mit einer Maus in der Schnauze davontabten.

Wie vornehm diese Wohngegend eigentlich war, wurde uns klar, wenn wir durch Hecken und Zaun zum Nachbarn hinüberspikten: feine Kieswege, immer ohne jedes Unkraut. Dafür sorgte ein freundlicher Gärtner, der nur diesen Park in Ordnung zu halten hatte: Herr Schatz, der uns Kindern ohne Murren auch einmal einen verirrtten Ball über den Zaun zurückwarf. Der Herr des Nachbarhauses, Herr Gross, war der wichtigste Fabrikant am Ort, der nicht nur ein Auto, sondern sogar einen Chauffeur hatte. Er sah sehr würdig aus, erwiderte lächelnd unseren Gruss, aber er hat nie ein Wort mit uns Kindern gesprochen. Hat unser Geschrei allzusehr seine Ruhe gestört? Denn laut war's von da an auf dem Olymp fast fünf Jahre lang, bis wir wieder umzogen ins eigene, neugebaute Haus auf dem Friedensberg, während unser altes Domizil abgerissen wurde. Noch viel lauter als bei Euch, **Liebe Lisa**, denn in einer grossen Familie muss man laut sein, wenn man gehört werden will. Die jungen Leute, die heute so leise sprechen, haben sicher wenige oder gar keine Geschwister gehabt. Ich war, nachdem 1933 und 1938 noch zwei Schwestern geboren waren, das vierte von sieben Kindern, also Nummer vier von oben und von unten, gehörte einmal zu den vier Grossen, dann wieder zu den vier Kleinen. Aber wenn, was häufiger vorkam, die drei Grossen fortradeln durften oder die drei Kleinen etwas Süsses bekamen, war ich nicht dabei. Da musste ich mich schon zu Wort melden.

**Liebe Lisa,**

Du hast, was selten vorkommt, eine Urgrossmutter, die Du besuchen, der Du ein paar Blumen bringen kannst. Sicher, jetzt, wo sie fünfundneunzig Jahre alt ist, hat sie Mühe, ihre zwölf Urenkel richtig einzuordnen, sich zu erinnern, zu welchem ihrer fünfzehn Enkel sie gehören. Und dann fragt sie Dich, wie Du heisst und «wem Du gehörst». So fragt man halt in Schwaben seit Jahrhunderten, auch wenn Du dies als Ausdruck eines seltsamen Besitzdenkens empfinden magst. Natürlich hat sie immer vergessen, wann Du zum letzten Mal bei ihr warst, aber wenn Du sie fragen würdest, was sie um das Jahr 1910 auf dem Schulweg vom (evangelischen) Aldingen ins (katholische) Spaichingen erlebt hat, so würde sie von Geschichten übersprudeln. Vor allem hat sie nicht vergessen, wie Spaichinger Buben ihr und ihren Freundinnen «Ketzerli! Ketzerli!» nachgerufen haben. Was die kleinen «Ketzerli» wohl geantwortet haben? Denn auf den Mund gefallen waren sie nicht.

Deine Urgrossmutter hat ihren Verlobten im Ersten Weltkrieg verloren, einen jungen Theologen von der Mühle in Blaubeuren, den sie bis heute nicht vergessen hat. Als sie 1920 meinen Vater heiratete, war sie 22 Jahre alt und hatte schon einige Jahre als Lehrerin gearbeitet.

Unsere Mutter hat eine Atmosphäre der Freiheit geschaffen, in der wir uns wohl fühlten, in der wir uns aneinander reiben, miteinander streiten, manchmal auch einander helfen konnten. Sie griff nur ein, wenn es zu turbulent wurde, wenn die Buben mit den Puppenkissen der kleinen Schwestern Zimmerfussball spielten oder eines von uns den anderen allzu ungeniert die Dampfnudeln wegfrass.

Dabei hatte diese Mutter aus ihrem Elternhaus sehr exakte Massstäbe mitgebracht, die sich bis heute nicht verändert haben. Sie wusste – und weiss es bis heute –, was richtig und falsch, anständig und unanständig, was eine «rechte Frau» und was ein «Luder» ist. Dass ihre Massstäbe oft mit denen des Vaters zusammenstiessen, ohne dass ein Kompromiss auch nur denkbar wurde, machte Erziehung wohl noch schwieriger. Der Mutter bedeutete Gefühl mehr als Verstand oder Konsequenz, Herzlichkeit mehr als Ordnung, Fröhlichkeit mehr als Leistung, der Augenblick mehr als die Zukunft. Sie freute sich, wenn wir zur Kinderkirche gingen, und regte sich nicht auf, wenn wir nicht mochten. Sie erschrak, wenn wir Buben von Kopf bis Fuss verdeckt vom Fussballspielen kamen und schenkte uns doch zu Weihnachten einen neuen Lederball. Ohne sie wären wir nicht geworden, was wir wurden. Aber hat sie uns erzogen?

Wenn Erziehung ein bewusstes, konsequentes Handeln ist, sicher nicht. Denn dazu hatten meine Eltern weder die Zeit noch die Kraft. Schliesslich waren wir sieben Kinder. Und zwischen ihnen entwickelte sich eine Dynamik, die stärker war als alles, was unsere Eltern sich ausgedacht haben mögen. Als mein Vater starb, war ich gerade konfirmiert, Ilse, die Jüngste, lernte gerade sprechen.

Aber wenn Erziehung darin besteht, dass Kinder im Elternhaus etwas aufnehmen, einatmen können, wovon sich leben lässt, dann sind wir doch erzogen worden, die einen mehr von der Mutter, die anderen mehr vom Vater.

Wer mein Vater war? Lange Zeit war er mir ziemlich fremd. Er war ein grosser, kräftiger Mann, der, wenn er nicht gerade zornig war, grosse Ruhe ausstrahlte. Wenn er «ins Amt» ging, also in das Rektorat seiner Schule, war sein Schritt gemessen und schwer wie der eines Bauern.

16 Kein Wunder, sein Vater war eines der vielen Bauernkinder von der Ebinger Alb gewesen, die nach der Konfirmation einfach von zu Hause fortgeschickt wurden in der Hoffnung, dass sie irgendwo zwischen Reutlingen und Heilbronn ihr Brot finden würden, die Mädchen in einem Bürgerhaushalt, die Buben in der Fabrik. Heute würde man sagen, mein Vater sei ein Aufsteiger gewesen. Sicher, denn sein Vater hatte schliesslich eine einfache Verwaltungsarbeit beim württembergischen Militär bekommen, so dass er bei grosser Sparsamkeit seinen Sohn studieren lassen konnte. Und bei diesem Sohn verband sich dann die Zähigkeit und Sparsamkeit des Albbauern mit der Zuverlässigkeit des württembergischen Beamten. Die Zeit, die ihn am stärksten geprägt hatte, waren die vier Jahre als Führer einer schwäbischen Infanterie-Kompanie im Ersten Weltkrieg. Am liebsten erzählte er vom Hartmannsweiler Kopf, wo ein Franzose ihm das Bajonett in die Schulter stiess, und vom Italienfeldzug 1917, wo Erwin Rommel die Nachbarkompanie kommandierte. Mein Vater muss ein guter Kompaniechef gewesen sein, der für seine Leute sorgte. Das hat mir noch Anfang der siebziger Jahre sein früherer Bursche bestätigt, der sich aus einem Dorf meines Heilbronner Wahlkreises meldete.

Aber vielleicht war es ihm doch allzu selbstverständlich geworden, dass er immer nur zu befehlen und die andern zu gehorchen hatten. Und vielleicht hat er seine vierzehn Jahre jüngere Frau, meine Mutter, gelegentlich mit einem seiner Zugführer oder Unteroffiziere verwechselt. Das konnte nicht gutgehen, zumal diese junge Frau ihre eigenen, sehr dezidierten Vorstellungen von der Welt hatte.

Mein Vater war bescheiden, anspruchslos, vor allem wenn es um ihn selbst ging. Die Sparsamkeit, ohne die seine Ahnen nicht hätten überleben können, war für ihn zum sittlichen Gebot geworden. Anständige Menschen waren spar-



sam. Schliesslich hatte er auch ein Ziel: ein Haus zu bauen für seine Kinder – das herrlich gelegene, geräumige Haus auf dem Friedensberg, in dem nun seit ein paar Jahren Deine Grosseltern wohnen.

Mein Vater hatte Mathematik und Physik studiert. Ich habe ihn noch, kurz vor seinem Tod, als Mathematiklehrer erlebt. Einen besseren hat es nie gegeben. In seinem Unterricht herrschte Stille, ohne dass er jemals eine Strafe verhängt oder auch nur angedroht hätte. Wir wollten uns einfach nichts entgehen lassen. Klassenkameraden, die sonst nichts, gar nichts begriffen, jetzt fassten sie Mut und machten mit. Mangelhafte Klassenarbeiten bekamen Seltenheitswert. Noch heute kann es vorkommen, dass mir nach einem Vortrag ein Fünfundsiebzigjähriger dankbar versichert, ohne den Mathematikunterricht meines Vaters hätte er nie sein Abitur geschafft.

Mein Vater war in einem Masse korrekt und pflichtbewusst, das heute vielen eher lächerlich als vorbildlich erscheinen mag. Was war das für eine Tragödie, als einmal die Eltern eines dankbaren Schülers ein Eimerchen mit fünf Pfund Honig vor unsere Gartentür stellten. Ein zorniger, wütender Vater, der sich kaum fassen konnte, weil ihn da jemand wohl für bestechlich gehalten hatte. Erst als meiner Mutter der Gedanke kam, man könnte den Honig ins Altersheim tragen, legte sich der Sturm. Dabei hatten doch die guten Leute, sicher Bauern aus der Umgebung, dazuhin noch anonym, einfach «danke» sagen wollen.

Mein Vater hat sehr auf Ordnung geachtet, die Zimmer mussten aufgeräumt sein, wenn er kam. Aber sonst hat er uns erstaunlich viel Freiheit gelassen. Vielleicht blieb ihm auch nichts anderes übrig, denn er war zwischen morgens acht bis abends acht nur für eine kurze Mittagspause daheim, und wenn er abends kam, waren die Kleineren im

Bett. Er hat dann nachgesehen, ob wir gut zugedeckt waren, so wie ich es bei Deiner Mutter getan habe. Wenn er Zeit hatte, nahm er eines oder zwei seiner Kinder zu Spaziergängen oder Wanderungen mit. Dann konnte er auftauen, singen, erzählen und Spässe machen. Manchmal war nur ich dabei. Einmal kamen wir an der Au wiese, dem Fussballplatz in den Kocherauen, vorbei, wo ich einige Klassenkameraden beim Bolzen entdeckte. Ich war etwa neun Jahre alt und hatte kaum einen Fussball angeührt, aber als mein Vater mich fragte, ob ich es auch versuchen wolle, mochte ich nicht nein sagen. Er, der einst ein guter Fussballer gewesen war, ging allein weiter, und ich wurde von diesem Tag an ein leidenschaftlicher und schliesslich auch recht ordentlicher Fussballspieler, übrigens einer, der links weit besser schoss als rechts und also meist Linksaussen spielte.

Wahrscheinlich habe ich von meinem Vater mehr übernommen, als mir bewusst wurde. Vor allem das, was ich später mein königlich-württembergisches Pflichtbewusstsein nannte, eine Steigerungsform des königlich-preussischen. Schliesslich, es war das letzte Jahr vor seinem Tod, begann ich diesen spröden Vater zu entdecken und zu lieben. Das begann damit, dass er mich unter vier Augen fragte, ob ich mich denn wirklich konfirmieren lassen wollte. Ihm sei als württembergischem Seminaristen sein Christentum in sechs Wochenstunden Religionsunterricht ausgetrieben worden. Als ich ihm antwortete, ich wolle mich aber konfirmieren lassen, ich hätte mir dies auch überlegt, war das Gespräch zu Ende. Ja, dann müsse ich eben tun, was ich für richtig halte.

Du, **Liebe Lisa**, wirst einwenden, das sei doch selbstverständlich. Das war es damals, 1940, ganz und gar nicht. Mein Vater, bis zu seinem Tode Schulleiter, stand natürlich unter dem Druck derer, die ihm mangelnde Gesin-

nungstreue vorwarfen. Und einer der Vorwürfe war im- **19**  
mer, dass alle seine Kinder christlich erzogen würden.

Jedes Jahr, wenn von Stuttgart die Visitatoren kamen, musste mein Vater sich auch anhören, er habe schliesslich drei Söhne, ob er denn nicht wenigstens einen von ihnen auf die NAPOLA, also die «Nationalpolitische Erziehungsanstalt», in Backnang schicken wolle, ein Internat, in dem Komissdrill, NS-Ideologie und Elitedünkel sich zu einer explosiven Mischung verbanden. Ich hätte dies damals noch nicht so sagen können, aber ich war entschlossen, dort nicht hinzugehen. Als mein Vater das verstand, liess er mich in Ruhe. Vielleicht war er ganz froh, dass er alle seine Kinder, die er sehr liebte, behalten konnte.

Genau zehn Tage nach meiner Konfirmation, am Gründonnerstag des Jahres 1941, ist er dann, sechsfünfzigjährig, an einer Lungenentzündung gestorben. Er hatte sich nach seinem Frühjahrswaldlauf ums «Wäldle» nicht umgezogen, sondern völlig verschwitzt dürre Brombeerstauden ausgeschnitten. Penicillin gab es damals schon, nur nicht im Deutschen Reich, das Krieg führte gegen die Länder, in denen Penicillin genutzt wurde. Den Todeskampf des kräftigen Mannes, das laute, stossartige Keuchen, das dem Erstickten voranging, vergesse ich nie. Ich habe um meinen Vater getrauert, ich habe ihn vermisst. Ich hätte als junger Mensch gern einen Vater gehabt. Und ich hätte die unausweichlichen Konflikte mit diesem Vater gern ausgetragen.

Obwohl mein Vater ein Mann war, den Du, **Liebe Lisa**, vielleicht «autoritär» genannt hättest – vielleicht empfindest Du sogar mich so –, war für uns Kinder das Elternhaus so etwas wie ein Hort der Freiheit. Überall sonst hatten wir zu tun, was andere uns befahlen. Aber wenn ich heimkam von Schule oder Konfirmandenunterricht, vor allem aber

20 vom «Dienst» im Jungvolk, zu Hause konnte ich tun, was ich für richtig hielt, da wurde nicht kommandiert.

In den Garten, um meine Erdbeeren zu hacken, ging ich manchmal schon ganz früh vor der Schule, weil ich Freude daran hatte. Und was die Eltern von uns verlangten – Brot vom Bäcker abzuholen, den Tisch zu decken oder Brombeeren zu pflücken –, hatte so einleuchtende Gründe, dass ich es nie als Einschränkung meiner Freiheit empfand.

Freiheit bestimmte auch den Umgangston. Was man heute «Flachsen» nennt, musste in meinem Elternhaus jedes Kind frühzeitig lernen, sonst wurde es nicht ernst genommen. Wer von aussen kam und nicht mithalten konnte oder wollte, galt als langweilig.

Dabei war es wohl die älteste Schwester, die Massstäbe setzte. Ihre Schlagfertigkeit war legendär und machte auch vor dem Vater nicht halt. Als dieser eines Tages seine Tochter dabei erwischte, wie sie die schwere eichene Gartentor, die vornehme Pforte zum parkartigen Garten und zum heruntergekommenen Haus, weit offenstehen liess – und das war eben unordentlich! –, kleidete der Vater seinen Unmut in die Frage: «Thilde, warum lässt du das Gartentor offen?» Antwort: «Damit frische Luft reinkommt!»

Dass die Tochter sich dabei auch noch über die Vorliebe des Vaters für frische Luft lustig machte, hinderte diesen nicht daran, die Geschichte genüsslich Freunden und Bekannten zu erzählen, nicht ganz ohne Stolz auf eine Tochter, die sich so rasch nicht einschüchtern liess. Meinen Versuchen, der grossen Schwester nachzueifern, war wohl nur mässiger Erfolg beschieden, aber in mancher Parlamentsdebatte kamen mir dreissig Jahre später diese frühen Übungen doch zustatten.

Dass mein Vater Schulleiter war, hatte einen gravierenden Nachteil: Er bekam jeden Samstag die Klassenbücher vorgelegt. Und da stand mancher Eintrag, der ihn nicht freuen konnte. Meistens lief die Beschwerde des Lehrers darauf hinaus, eines der Kinder sei wieder einmal «frech» gewesen und habe Arrest bekommen. Der Vater war meist ziemlich verärgert. Aber ich kann mich an keine häusliche Strafe erinnern, die mein Vater deshalb verhängt hätte. Wahrscheinlich wollte er – korrekt, wie er war – seine Funktionen als Schulleiter und als Vater säuberlich auseinanderhalten.

Im Haus auf dem Friedensberg wurde viel musiziert, während, wie dies auch in protestantischen Pfarrhäusern üblich ist, die bildende Kunst eher vernachlässigt wurde. Nur Till konnte hinreißend malen und zeichnen, sie konnte Menschen karikieren mit wenigen Worten, aber auch mit wenigen Strichen. Dafür tönte an den Nachmittagen aus diversen Richtungen das Klimpern des Klaviers, das Krächzen einer Geige oder – das habe ich in besserer Erinnerung – eine Flötenmelodie. Ich war das einzige Kind, das kein Instrument lernte, ein Versäumnis, das mir bis heute nachgeht. Wenn ich meinen Eltern etwas übelnehme, dann dies. Wahrscheinlich war ich nicht scharf darauf, wollte lieber Fussball spielen, und meine Eltern drängten nicht, denn Musik gab es schon genug im Hause.

Wir haben wahrscheinlich auch viel mehr gesungen, als ihr dies heute tut, Volkslieder, Wanderlieder, Choräle, später natürlich auch Schlager. An politische Lieder erinnere ich mich kaum. Rose, damals fünfjährig, sang 1935 unentwegt: «Deuts ist die Saar». Das lag damals, vor und nach der Abstimmung im Saargebiet, in der Luft, sogar wenn man kein Radio hatte. Mein Vater stimmte auf Wanderungen manchmal «O Deutschland hoch in Ehren!» an, und ich genoss es, wie die feierliche Melodie im Wald widerhallte.

**Liebe Lisa**, Soziologen sagen, im Chaos der vierziger Jahre habe sich die Familie als erstaunlich vital und belastbar erwiesen. Das hat damit zu tun, dass Familie inmitten riesiger, übermächtiger, erbarmungsloser Zwangsinstitutionen keineswegs als Zwang, sondern als Ort und Hort von Menschlichkeit, ja von Freiheit empfunden wurde. In der Familie konnten wir singen, was uns Spass machte, über alles reden, streiten, lachen, spotten, auch politisch. Und dass aus der Familie heraus denunziert wurde, kam praktisch nicht vor. Eher schon, dass ein Kind sich verplapperte. Aber das mahnte nur die Eltern zur Vorsicht.

**Du, Lisa**, bist die Älteste von drei Geschwistern. Und wenn ich sehe – oder mir erzählen lasse –, wie Du, vernünftig und unaufgeregt, schon für die Kleineren sorgst, solange die Mutter ihrer Arbeit nachgeht, dann erinnerst Du mich an meinen ältesten Bruder. Er war so etwas wie der gute Geist der Familie.

Dass er der Liebling der Mutter und der Stolz des Vaters war, hatte gute Gründe. Wenn alles lärmte, blieb er ruhig; wo die Jüngeren sich balgten, schlichtete er; wenn die Mutter Hilfe brauchte, war er da. Er war nicht halb so schlagfertig wie seine anderthalb Jahre jüngere Schwester, aber durch seine freundliche Ausgeglichenheit erwarb er sich bei den jüngeren Geschwistern so etwas wie Autorität. Er übernahm, ganz natürlich und ohne Anmassung, vielleicht sogar gegen seinen Willen, ein Stück Verantwortung für die Familie. Und so wurde mein Elternhaus erst ganz vaterlos, als er 1944 im Smolensker Kessel umkam. Dabei wissen wir bis heute nicht, was ihm zugestossen ist. Er war einfach nicht mehr da. 'Vermisst' nannte man das im Kommiss-Deutsch.

Je mehr Kinder um ihren Platz und ihre Geltung in der Familie kämpfen, desto wichtiger werden die Zuneigungen und Abneigungen, die Bündnisse und die Spannungen zwischen ihnen. Im Mathematikunterricht hast Du vielleicht gelernt, wie viele Beziehungen es zwischen sieben Kindern gibt. Wichtig für mich war natürlich mein Verhältnis zu den Brüdern. Während Reinhold, beinahe sechs Jahre älter, mich mit freundlicher Nachsicht gelten liess, aber doch weit weg war, stand Richard, gut zwei Jahre älter, mit mir in mancherlei Konkurrenz. Dabei waren wir so verschieden wie möglich. War ich blass und oft kränzlich, so strotzte er, rotbackig, vor Gesundheit. Galt ich als nachdenklich und eher scheu, so hatte er bald den Ruf eines Gemütsmenschen, der sich unbändig freuen, aber auch herzerreissend brüllen konnte. War ich von klein auf Gärtner, so war der Bruder nicht einmal durch elterlichen Befehl zur Gartenarbeit zu bewegen. Als meine Eltern ausnahmsweise einmal mit einer der schärfsten Strafen drohten, dass, wer nicht Unkaut jäte, nach dem Essen ins Bett müsse, führte dies nur dazu, dass, als meine Mutter das Haus nach dem im Garten Vermissten durchsuchte, dieser ihr unter der Bettdecke hervor entgegenstrahlte: Er hatte die Strafe freiwillig angetreten.

Später wurden die unterschiedlichen Interessen noch deutlicher. Während ich die Naturwissenschaften, vor allem die Mathematik, schliesslich so vernachlässigte, dass ich mit meiner Vier im Abitur noch gut bedient war, hatte Richard nicht nur die mathematische Begabung vom Vater geerbt, sondern sogar dessen Fähigkeit, auch die schwierigsten mathematischen Sachverhalte verständlich darzustellen. Umgekehrt: Machten mir Fremdsprachen Spass, aber auch der Deutschunterricht, so sass Richard manche Stunde Arrest ab, weil er seine französischen Wörter nicht gelernt hatte. Und was den deutschen Aufsatz anging, so schrieb Gerhard Storz einmal unter einen Aufsatz des

24 Siebzehnjährigen zum – doch wohl schlecht gewählten – Thema: «Gibt es Bildung ohne Charakter oder Charakter ohne Bildung?» die – pädagogisch eher unverantwortliche – Bemerkung: «Wenn Sie ein Charakter wären, dann sicher einer ohne Bildung». Meinem Bruder war schon als Kind klar, was ihn auf dieser Welt beschäftigen würde, während ich lange brauchte, um meinen Weg zu finden. Daher hatte er schliesslich auf seinem Gebiet mehr Erfolg als ich auf meinem. Wenn heute rund um den Globus von «Eppler-Profilen» die Rede ist, dann sind damit keine politischen Profile gemeint, sondern Tragflächenprofile, die er entworfen hat.

Nur zwei Interessen verbanden uns: der Fussball und das Schachspiel. Da unser neues Haus auf dem Friedensberg an eine Anlage mit einem Wäldchen grenzte, liessen wir uns auch nicht durch das städtische Verbot am Kicken hindern. Die vier Bäume, drei Linden und eine Lärche, die uns als Tore dienen mussten, stehen heute noch. Nur der Feldschütz, der die Gesetzesübertreter aufspüren sollte, störte uns gelegentlich. Er war einmal Polizist gewesen und musste nun auf seine alten Tage mit seinem Wolfshund durch die städtischen Anlagen trotten und die kleinen und mittleren Sünder aufschreiben, die sich nicht an die Anweisungen hielten. Der Ruf «Feldes!» verwandelte die wildesten Fussballspieler in gelangweilt herumstreuende Kinder, möglicherweise mit etwas verlegenen Gesichtern. Wurden wir in flagranti ertappt, so half auch nicht der Trick, mit dem meine Mutter den guten Alten besänftigte, wenn er sie auf verbotenen, aber eben kürzeren Pfaden ertappte. Sie redete ihn dann strahlend mit «Herr Stadtgärtner» an. Ein Strafzettel ist nie gekommen.

Gefährlicher ging es zu, wenn Richard und ich gegeneinander Schach spielten. Unser Vater, ein ausgezeichneter Schachspieler, hatte uns die Anfangsgründe beigebracht, und gelegentlich durften wir noch gegen ihn spielen – er



allerdings nur mit einem Turm. Sonst spielten wir Buben gegeneinander, und zwar ziemlich gleichwertig, was unsere Leidenschaft anheizte. Verlieren konnten wir beide nicht, oft setzte es eine Rauferei, sobald einer matt war. Das führte dazu, dass der Sieger sofort nach dem letzten, entscheidenden Zug sich vor der Wut des Verlierers aus dem Staube machte. Das sparte manchen zerrissenen Kittel und wohl auch manches Geheul, aber einmal, als wir, der Zehnjährige gegen den Achtjährigen, unter dem grossen Nussbaum auf dem Olymp gespielt hatten und Richard, der Sieger, entflohen war, griff ich nach einem Stein und warf ihn hinter ihm her. Natürlich traf er nicht den Flüchtigen, wohl aber ein zartes Mädchen in meinem Alter, die Tochter einer Freundin meiner Mutter, die zufällig hinter einer Hecke hervortrat. Ich erschrak fürchterlich, als ihr das Blut aus einer tiefen Wunde an der Stirn drang, und von da ab habe ich keine Steine mehr geworfen. Die Narbe, die von dieser Wunde blieb, musste ich viele Jahre später notgedrungen immer wieder ansehen – oder sah sie mich an? –, als aus dem kleinen Mädchen meine Tanzstundendame geworden war. Was das ist, wirst **Du, Lisa**, nun auch bald lernen. Oder gehen Tanzstunden heute ohne solche Förmlichkeiten ab?

Zu den vier Schwestern verhielt ich mich sehr unterschiedlich. Die älteste, Till, habe ich bewundert und auch ein wenig gefürchtet, mir wohl auch ziemlich viel von ihr gefallen lassen. Anders stand es mit den drei Schwestern, die vier, sieben und zwölf Jahre jünger waren. Die jüngste habe ich mit Hingebung gefüttert, gewickelt, in den Schlaf geschaukelt und dabei manches gelernt, was ich dann gut brauchen konnte, als Deine Mutter geboren wurde. Wenn Du manchmal staunst, wie geschickt Dein Grossvater mit der Hand Fliegen fängt, dann hat er dies im Sommer 1938 gelernt, als Ilse in ihrem Wägele von «Mucken», wie es schwäbisch heisst, geplagt wurde. Als mich meine Mutter

26 eines Nachmittags vom Fussballspielen holte und in die Stadt hinunter zur Apotheke schickte, weil die Kleine Bauchweh hatte, habe ich, allerdings in Turnschuhen, einen Geschwindigkeitsrekord aufgestellt, den meine Mutter erst gar nicht glauben wollte. Noch als ich Soldat wurde, hatte ich immer ein Foto der Fünfjährigen mit der Katze auf dem Schoss in der Brieftasche.

Viel weniger harmonisch lief alles mit den beiden anderen Schwestern, warum, weiss ich bis heute nicht so richtig. Vielleicht empfand ich sie einfach als Konkurrenz um die Zuwendung der Eltern, zumal gerade mein Vater viel Freude an den kleinen Mädchen hatte. Wahrscheinlich nahm ich ihnen übel, dass ich nun nicht mehr der Jüngste war, den die Älteren verwöhnten. Jedenfalls habe ich diese Schwestern gereizt und geplagt, ihr Spielzeug durcheinandergebracht oder auch versteckt. Das Schlimmste: Ich behandelte die beiden, die allen Anlass hatten, zusammenzuhalten, als Kollektiv, indem ich sie den «Schrullenbund» nannte. Bünde waren damals üblich, die weibliche Hitlerjugend nannte sich «Bund Deutscher Mädels». Jedenfalls: Diese beiden Schwestern habe ich so schäbig behandelt, wie Du, **Liebe Lisa**, nie zu Kleineren warst und sicher auch nie sein wirst.

Wo viele Kinder sind, gesellen sich andere dazu: Nachbarkinder, Freundinnen, Schulkameraden. Wenn wir auf dem Olymp oder später auf dem Friedensberg spielten, wimmelte es stets von Kindern. Es reichte immer für Prellball- oder Völkerballmannschaften, für Räuber und Gendarm, manchmal erfanden wir auch neue Spiele. Da war dann der Lärm, das Gewirr von schrillen Stimmen noch durchdringender oder, wie die Bewohner des nahen Altenheims meinten, noch aufdringlicher als sonst. Aber so bin ich aufgewachsen, unter vielen Kindern, die sich gegenseitig anspornten, reizten, bewunderten oder verspotteten,

halfen und hinderten, die sich gleichzeitig einfügen und behaupten mussten.

27

Übrigens: Aus den wenigen Häusern auf dem Friedensberg kamen damals sieben Mädchen und zehn Buben zusammen. Von den zehn Jungen, alle zwischen 1920 und 1926 geboren, sind nur vier aus dem Krieg zurückgekommen.

*15. Oktober 1993*

**Liebe Lisa**, an seinem ersten Schultag hat Dein Grossvater geweint, und er hat sogar dumme Ausreden dafür gesucht, als der Lehrer fragte, was ihm fehle. Ich weiss, beides hast Du nicht getan. Damals, **Lisa**, waren die Schulklassen noch viel grösser als heute. Wir waren mehr als vierzig Kinder in einem grossen, kahlen Klassenzimmer im Langen Graben, wo noch heute eine Grundschule ist. Da gab es nicht, wie bei Euch, kleine Tische und noch kleinere Stühle, die man aufstellen kann, wie es gerade passt. Da waren lange Reihen schräger, abgeschabter und zerkratzter Tische fest aneinandergeschraubt, damit man sie nicht verschieben konnte, und gesessen sind wir auf ebenfalls festgeschraubten Klapphockern, die, wenn wir aufstanden, um den Lehrer zu begrüssen, mit betäubendem Krach nach hinten fuhren.

Und so sassen wir Schulanfänger brav in Reih und Glied, ich ziemlich weit hinten. Wir waren eine «gemischte» Klasse, aber trotzdem sassen alle Mädchen in den rechten, alle Buben in den linken Bankreihen. Ich kannte keinen von denen, die um mich herumsassen. Und gerochen hat's auch ganz anders als zu Hause. Nein, das alles war mir fremd und unheimlich, ich wollte wieder nach Hause, aber eben, das war nicht mehr erlaubt, und so überkam mich das Heulen.

28 Natürlich wurde ich ausgelacht, zu Recht, wirst Du sagen, das stimmt ja auch. Dabei war unser Lehrer ein ganz freundlicher Herr. Von jedem Lehrer wussten die Kinder damals zu sagen, wie «streng» er war. Damit meinten wir, wieviel einer von dem Rohrstock Gebrauch machte, der in keiner Schulstube fehlte. Mein erster Lehrer, der nebenher mit seiner Frau einen Zigarrenladen am Haalplatz betrieb, galt nicht als streng, und er kam auch mit viel weniger «Tatzen» und «Hosenspannern» aus als mein zweiter Lehrer in der dritten und vierten Klasse. Herr Nestle, so hiess unser Lehrer, malte gern, auch mit uns. Dabei neigte er zu einer Malweise, die man in der Kunstgeschichte Impressionismus nennt. Ich war immer schlecht im Zeichnen und Malen, von mir gab es nie so schöne Bilder, wie Du sie mir zum Geburtstag geschenkt hast.

Es war wohl im Spätherbst, zum «Heldengedenktag», da mussten wir einen Kriegerfriedhof malen, mit viel Grün, herbstlich-bunten Bäumen und schwarzen Kreuzen. Was dabei herauskam, war ein vielfarbiges Blatt mit schwarzen Kreuzen. Das konnte schliesslich auch ich, und weil mir das guttat, produzierte ich, wann immer ich zu Hause etwas malen sollte, reihenweise Kriegerfriedhöfe.

Ein paar Jahre später übrigens brachte mir ein anderer Zeichenlehrer bei, wie man Wiesenschaumkraut malt. Dann produzierte ich so viel Wiesenschaumkraut, dass man eine Kuh damit hätte füttern können. Aber während mein Wiesenschaumkraut nie so schön wurde wie die blass-violetten Blumen, die schon im April zwischen Hahnenfuss und Löwenzahn wuchsen, waren meine Kriegerfriedhöfe viel bunter und prächtiger als die richtigen, die ich gut zehn Jahre später zu sehen bekam.

Schon am zweiten Schultag mussten wir lernen, wie man beim Betreten des Klassenzimmers die Mütze abnimmt –

ich hatte nur eine, wenn's ganz kalt war – und «Grüss Gott, Herr Lehrer» sagte. Als wir das schliesslich vorschriftsmässig konnten, sagte unser Lehrer, so dürften wir nun nicht mehr grüssen, wir müssten «Heil Hitler» rufen. Wir fanden das lustig, den Arm auszustrecken und «Heil Hitler» zu brüllen, und so haben wir das kichernd und lachend eingeübt. Unter uns, auch als wir viel älter waren, haben wir natürlich weder «Grüss Gott» noch «Heil Hitler» gesagt, sondern «Servus» oder «ade», manchmal auch «Heil Walter» oder «Heil Kurtle». Übrigens geschah, als ich 1944 Panzerjäger wurde, etwas ganz Ähnliches: Nachdem wir als geduldige Rekruten Stunden um Stunden an unserem Unteroffizier vorbeimarschiert waren, die rechte Hand an der Mütze, um den militärischen Gruss zu üben, zwang nach dem 20. Juli ein Erlass Himmlers auch das Heer, den Hitlergruss einzuführen.

In den frühen dreissiger Jahren begann schon für die ABC-Schützen der volle Ernst des Lebens, also der Wettbewerb um die Noten. Am Jahresende wurden alle Noten zusammengezählt, und es wurde ein Durchschnitt ausgerechnet, so dass wir alle mit Zahlen nach Hause kamen. Ich hatte, das weiss ich noch, 6,3. Dabei war sechs gut und acht sehr gut. Ich war bei den Buben ziemlich vorn, aber bei den Mädchen waren einige weit besser. Nummer eins war ein ziemlich grosses, aber zartes, schwarzhaariges Mädchen, das in allem besser war als wir Buben, im Schönschreiben, im Diktat, vor allem aber im Malen. Es hiess Elisabeth. Es war Deine Tante Elisabeth, die eigentlich Deine Gross-tante ist und nach der Du genannt bist. Nach einiger Zeit fanden wir heraus, Elisabeth und ich, dass wir Nachbarkinder waren.

Der riesige Garten des «Olymp» war zum Kochertal hin, also nach Westen dem Hang entlang, von einer langen Mauer abgestützt, die an manchen Stellen so hoch war,

**30** dass wir bequem Steine werfen konnten – natürlich nicht durften – auf die Gartenhäuser und Abstellschuppen unter uns.

Da, wo die Mauer schliesslich den Grossschen Park erreichte, konnten wir hinunterschauen auf das damals ganz neue Haus, in dem Elisabeth wohnte. Und schliesslich stellten wir fest, dass man an dieser Stelle, wenn man keine Angst hatte, über die Äste eines Haselstrauches auch hinunter- und heraufklettern konnte. Das haben wir, vor allem im Sommer, immer häufiger getan. Elisabeth hatte eine etwas jüngere Schwester, auch mit schwarzen Haaren und Augen, noch sportlicher als Elisabeth. Sie hiess Irene. Auch die kennst Du. Es ist Deine Grossmutter.

Ja, und damit bin ich schon nicht mehr bei der Schule, und das ist auch richtig so. Viel aufregender war es nach der Schule und vor allem in den Ferien. Nachdem ich einen guten Monat in der Schule war, wurde meine zweitjüngste Schwester geboren, Deine Tante Irme, die heute nur wenige Kilometer von Dir entfernt wohnt und manchmal auf Dich aufgepasst hat, als Du noch kleiner warst. Wir waren also schon sechs, dazu Elisabeth und Irene und viele andere Kinder aus der Nachbarschaft, die mit uns spielten.

So viele gute Verstecke wie auf dem Olymp gibt es nicht einmal im Garten Deiner Grosseltern, und da fehlt es zum Spielen nicht an den Verstecken, sondern an den Kindern. Auf dem Olymp, da gab es nicht nur Kastanien und Eichen, auf die man klettern konnte, sondern auch Apfel- und Zwetschgenbäume, von denen wir holen durften, was wir wollten, einen riesigen Nussbaum, in dessen Schatten man im Sommer sitzen konnte und unter dem nach den ersten Herbststürmen mehr Nüsse lagen, als wir aufsammeln wollten; dazu alle Arten von Büschen und Hecken, sorgfältig angelegte und wild gewachsene.

Wir bauten Burgen aus den vielen Kalksteinen, die an den steilen Hängen herumlagen, und fühlten uns wie die Burgherren, die es früher einmal gleich drüben auf der Limpurg gegeben hatte. Natürlich machten wir uns aus Haselnussstecken und Bindfaden Bögen zum Schiessen und fühlten uns wie Indianer. Warum ich aber meinen Vater um eine Armbrust anbettelte, weiss ich nicht mehr. Ich weiss nur, dass er mir schliesslich eine geschenkt hat. Irgend jemand hatte mir gesagt, Eichelhäher seien böse Vögel, die anderen, kleineren die Eier stählen und Vogelkinder umbrächten. Also ging ich stundenlang mit der Armbrust auf Jagd nach den herrlich bunten, aber eben auch scheuen Eichelhähern. Einmal habe ich, über den Zaun hinweg, einen getroffen. Er plumpste vom Baum, aber als ich über den Zaun gestiegen war, rappelte er sich auf und flog davon. Da las ich meinen schönen Pfeil auf und jagte von da an nichts mehr, keine Eichelhäher und keine anderen Tiere.

Dass ich bis heute ein Gärtner bin, das hat auch auf dem Olymp angefangen. Meine Mutter gab mir ein Beet, das war mein Gärtchen. Auch wenn das ziemlich verwildert ausgesehen haben muss, ich säte Kosmeen, pflanzte Zinnien und Stiefmütterchen, einfach weil es mir Spass machte. Und das ist bis heute so geblieben.

Inzwischen, **Lisa**, hilfst Du mir ja, Kartoffeln auszugraben oder Zwiebeln zu stecken. Übrigens: Weissst Du, wie Rosen riechen können? Wenn Du heute beim Gärtner Rosen kaufst, riechen sie nach nichts. Die Rosen – und übrigens auch die Pfingstrosen – auf dem Olymp rochen so betörend gut, dass ich, wenn ich allein war, manchmal von einer zur andern ging, nur um zu riechen.

Auch im Winter wurde es uns nicht langweilig. Auf dem Olymp waren die Hänge steil genug zum Schlittensfahren. Wir waren meist mehr Kinder, als es Plätze auf den Schlit-

ten gab. Dann mussten immer eines oder zwei aussetzen. Oft banden wir zwei oder drei Schlitten aneinander, was natürlich dazu führte, dass wir schliesslich alle durcheinanderpurzelten. Als wir wieder einmal zu wenige Schlitten hatten, fanden wir auf der Bühne – die Norddeutschen sagen Dachboden – ein uraltes hohes Schlittengefährd, das eigentlich zum Schieben gedacht war. Wahrscheinlich wurden damit früher ältere Damen ausgefahren. Natürlich kippte das Ding sehr rasch um, wenn man damit bergab schoss, aber eben dies wurde die neue Attraktion, um die wir uns stritten. Wahrscheinlich stammte auch diese Art des Wintersports von meiner ältesten Schwester.

Denn die originellsten Einfälle hatte immer die Till, ja, Deine Tante Till, bei deren Beerdigung vor ein paar Jahren ich Dich und Deine Schwester an der Hand nahm. Sie ist wohl auch auf den Gedanken gekommen, wir sollten Hochzeit spielen mit Irene und mir als Brautpaar. So gibt es ein Foto, auf dem Till mit einem schwarzen Lodenmantel den Pfarrer spielt, während Irene sehr gefasst und ich eher verlegen den Brautsegen über uns ergehen lassen. Das war 17 Jahre vor unserer wirklichen Hochzeit.

*27. Oktober 1993*

**Liebe Lisa**, als ich acht Jahre alt war, also im dritten Schuljahr, kam ich – wahrscheinlich hatte mein Vater die Finger im Spiel – weg von der gemischten Klasse, also auch weg von Elisabeth, in eine reine Bubenklasse. Offenbar wollte mein Vater mir einen Lehrer ersparen, der eigentlich ein Pietist mit sehr engen Moralvorstellungen war, aber zu Zornausbrüchen neigte und dessen Fahrigkeit einen systematischen Unterricht unmöglich machte. Karl Deissingen, der nun mein Lehrer wurde, war dafür bekannt, dass seine Schüler bei der Aufnahmeprüfung in das, was



wir heute Gymnasium nennen, immer am besten abschnitten. Und in der Tat: Da lernten wir nicht nur das kleine, sondern auch das grosse Einmaleins so gründlich, dass ich zeitlebens ein guter Kopfrechner wurde. Da lernten wir deutsche Rechtschreibung so ausgiebig, dass den Lehrern in der Unterstufe des Gymnasiums nicht mehr viel zu tun übrigblieb. Aber das alles hatte seinen Preis.

Deissinger hatte teilweise denselben Schulweg wie ich. Er bog, von der Unterlimpurg kommend, am Langenfelder Tor in die Craillsheimer Strasse ein, die er, am Schwanenbrünnele vorbei, in Richtung Langer Graben entlangspazierte. An der Art, wie der kleine, dickliche Herr seinen Spazierstock schwang, schlossen wir, nicht ohne Angst, auf seine Laune. Hob er den Stock bei jedem Schritt nur sehr hoch, um ihn dann ruckartig wieder zum Boden zu stossen, so war Gefahr im Verzug, drehte er den Stock spielerisch in der Luft, so gab es Hoffnung auf einen etwas friedlicheren Vormittag.

Denn Deissinger prügelte wie keiner seiner Kollegen. Jeder Tag begann damit, dass wir unsere Hausaufgaben auf den langen, angeschraubten Tischen ausbreiten mussten. Deissinger ging durch die Reihen, und wo etwas nicht ordentlich geschrieben war oder wo einer überhaupt nichts vorzuweisen hatte, kommandierte er nur kurz: «Raus!», bis da eine stattliche Reihe von Sündern ihrer Strafe harrten. Die bestand bei geringeren Vergehen in einer, zwei oder auch drei «Tatzen». Die Delinquenten mussten sich vor dem Lehrerpult aufstellen und ergeben eine Hand hinstrecken. Deissinger nahm seinen Rohrstock und schlug, meist sehr kräftig, zu, so dass sich, meist zwischen Handteller und Fingern, rote Striemen bildeten, die auch nach Stunden, auf dem Heimweg, noch sichtbar waren. Für schwerere Vergehen war der «Hosenspanner» vorgesehen. Deissinger packte seine acht- oder neunjährigen Schüler

meist hinten an der Hose und legte sie so über den Tisch, dass die Hose sich stramm über dem Hinterteil spannte, und dann schlug er los, manchmal sechsmal, manchmal zehnmal, manchmal noch öfter. Während die «Tatzen» meist tapfer ohne einen Schmerzenslaut entgegengenommen wurden, war es beim Hosenspannen erlaubt und üblich, zu jammern und zu schreien.

Wir zählten an jedem Morgen, wie viele Tatzen und Hosenspanner es gegeben habe. Einmal kamen wir auf 21 von den leichteren, zwölf von den schwereren Züchtigungen. Dabei war Deissinger kein grimmiger, bösariger Sadist. Er konnte auch gelöst und heiter sein, aber er hielt seine Erziehungsmethode für die wirksamste, wohl auch für die bewährteste. Denn er tat nur – allerdings unerbittlicher als andere –, was seit Jahrhunderten als nötig, richtig, heilsam erachtet wurde. Daher galt er als «guter» Lehrer.

Deissingers Methoden hatten auch nichts mit dem Nazismus zu tun. Deissinger war wohl ein konservativer Deutschnationaler, was ich nachträglich aus der Inbrunst schliesse, mit der er uns sein Lieblingslied vorsang und auf dem Flügel – mit viel Pedal – begleitete: «Der Gott, der Eisen wachsen liess, der wollte keine Knechte, drum gab er Säbel, Schwert und Spiess dem Mann in seine Rechte...» Und wir sangen es nach, ohne uns vorzustellen, welche Figur der kleine Dicke mit Säbel, Schwert und Spiess gemacht hätte, ohne auch darüber nachzudenken, ob der Gott, der Deissingers Pädagogik hatte wachsen lassen, der Gott, der über Jahrhunderte dazu hatte herhalten müssen, Prügelpädagogik zu rechtfertigen, wirklich keine Knechte wollte.

Mir jedenfalls ist die Zeit bei Deissinger besonders schlecht bekommen, vielleicht weil er mich als einzigen nicht schlug. Sicher, ich war schon vorher ein ordentli-

cher, gewissenhafter Schüler gewesen, und es gab zu Strafen wenig Anlass. Aber wahrscheinlich verdankte ich die Schonung seinem Respekt vor meinem Vater, und das tat mir nicht gut, auch nicht bei den Kameraden. Ich litt mit denen, die sich da unter seinen Schlägen wanden, um so mehr, je näher mir die Opfer standen. Einmal war Dieter Reiber dran. Er war eigentlich der Klassenbeste, hatte aber irgend etwas ausgefressen. Ich mochte ihn sehr gern, und sein klägliches Jammern geht mir heute noch nach, obwohl Dieter – der später mit Geschick die Firma Photo-Porst dirigierte – auf dem Heimweg lachend sein Gejammer als Ausweis seiner Schauspielkunst anpries.

Trotzdem: Ich hatte einfach Angst vor diesem Lehrer. Ich wagte nichts. Dass dies nicht an meinem Temperament lag, zeigten die ersten vier Klassen des Gymnasiums, wo ich eher zu den Lausbuben gehörte. Wenn ich mir überlege, was in diesen dreissiger Jahren meinen Charakter verbogen haben könnte, so waren es weniger die fünf Jahre im «Jungvolk» als diese zwei Jahre, in denen das noch nicht einmal zehnjährige Kind lernte, sich vor der Gewalt zu ducken.

Was Mut ist, Zivilcourage, hat mir damals ein Klassenkamerad gezeigt, ein ganz unscheinbarer, stiller Junge, der nur dadurch auffiel, dass er besonders oft wegen schlampriger Hausaufgaben geprügelt wurde. Und das kam so:

An einem Sommerabend, als ich mit einem Buben aus der Nachbarschaft über den Friedensberg streunte, stiessen wir unter einer Linde auf einen Betrunknen. Rundherum um die mächtige alte Linde – an ihrer Stelle steht heute wieder eine kleine, junge – war eine Holzbank, auf der wir gelegentlich Kriegsrat hielten. Jetzt sass da ein Mann, der den Kopf auf den Sitz seines Fahrrads gelegt hatte, und zwar so, dass das Fahrrad vor ihm, das nirgendwo sonst abge-

stützt war, im Gleichgewicht gehalten wurde. Der Mann hatte zwar keine blaue Arbeitskleidung an, aber seine abgeschabten Hosen und seine schmutzige Jacke deuteten darauf hin, dass er von der Arbeit kam.

Als wir vorsichtig nähertraten, roch es nach Bier. Hier schlief also einer in höchst ungewöhnlicher, nicht eben bequemer Stellung seinen Rausch aus. Das reizte uns zu einem – reichlich billigen – Streich. Wir knüpften eine Schnur an das Hinterrad des Fahrrads und zogen daran, erst ganz vorsichtig, dann etwas stärker, bis der Betrunkene den Kopf hob, ohne den Grund der Störung zu bemerken. Dann hielten wir inne, aber wenn er wieder eingnickt war, zogen wir aufs Neue. Und so fort. Manchmal lallte er Beschimpfungen, und als er einmal Anstalten machte aufzustehen, liessen wir ab von dem grausamen Spiel, sei es aus Langeweile, sei es aus Angst.

Am nächsten Tag prahlte ich auf dem Pausenhof im Langen Graben mit unserer Heldentat. Die Kameraden lachten, bis plötzlich einer, eben jener stille, bescheidene Bub vor mich hintrat, mich verächtlich ansah und nur zwei Sätze sagte: «Des war mei Vadder. Und des machsch Du net nomol!» Ich muss mich so gründlich geschämt haben, dass ich mich noch heute, nach beinahe sechzig Jahren, daran erinnere. Seither begegne ich keinem Betrunkenen mehr, ohne mich zu fragen, wer wohl seine Kinder, seine Frau, seine Eltern sein könnten.

*8. November 1993*

**Liebe Lisa,** Du hast Dich schon darüber gewundert, vielleicht auch mokiert, wie sich Dein Grossvater ärgern kann, wenn er verdorbenes Joghurt oder verschimmeltes Brot wegwerfen muss. Das wirkt heute kleinlich, ja komisch,

wo es ihm weder an Brot fehlt noch am Geld, es zu kaufen. Ich will erzählen, woher das kommt, auch wenn Du dies als Rechtfertigung nicht gelten lassen wirst.

Mein Vater hatte als Oberstudiendirektor ein ganz ordentliches Gehalt, aber er hatte sieben Kinder, und vor allem hatte er sich vorgenommen, für seine Familie ein Haus zu bauen, und dies ohne das geringste Vermögen. Er hatte keins, die Mutter auch nicht. Und so ging es bei uns zu Hause alles andere als üppig zu. Fleisch gab es selten, und erst später merkte ich, wie sehr ich auch im Essen meinen Ahnen auf der Alb nachschlug: Bratwurst und Kartoffelsalat war für mich wie für sie das Festessen. Auch über Ofenschlupfer, Dampfnudeln oder Spätzle freuten wir uns. Im Übrigen müssen wir Kinder ungeheure Mengen von Brot vertilgt haben, Schwarzbrot natürlich – die Norddeutschen würden wohl Graubrot sagen –, schliesslich schaffte meine Mutter sogar eine Brotschneidemaschine an, weil sie mit dem Schneiden nicht mehr nachkam. Das gab dann gelegentlich blutige Finger. Als Aufstrich gab es auch vor dem Krieg meist nur G'sälz, also die Marmelade, die meine Mutter im Sommer aus den Erdbeeren, Brombeeren oder Träuble machte, die wir Kinder im Garten pflückten. Den Zucker dazu zogen und schoben wir sackweise in einem kleinen Leiterwagen aus der Stadt herauf.

Es war selbstverständlich, dass die jüngeren Geschwister die abgelegten Hosen, Mäntel und Stiefel der älteren «auftrugen» – so nannte man das. Und da ich unter den drei Buben der Jüngste war, blieb an mir mancher verflickte Pullover und manche durchgewetzte Hose hängen. Dabei hatte ich das Glück, dass mein Bruder Richard, der die pfleglich behandelten Kleider des Ältesten übernahm, eine fast geniale Gabe hatte, Kittel oder Schuhe so zu zerreißen, dass sie beim besten Willen nicht mehr zu flicken waren.

Höchstes Glück der Erdenkinder war das Fahrrad.

Aber das gab es nicht wie heute als eines von diversen Geschenken zu Weihnachten oder zum Geburtstag, ich jedenfalls sollte mein Fahrrad selbst verdienen. Im neuen Garten teilte mir der Vater, den meine Neigung zum Gärtnern freute, ein ansehnliches Stück Land zu und schlug mir vor, dort Erdbeeren zu pflanzen. Für jedes Pfund, das ich ablieferte, bekäme ich Geld, ich glaube, es waren zwanzig Pfennige. Wenn genug Geld beisammen wäre, bekäme ich das Fahrrad. Ich weiss nicht mehr, ob ich wirklich das ganze Fahrrad so verdient habe. Aber in einem Frühsommer habe ich immerhin zwei Zentner Erdbeeren säuberlich abgewogen. Sicher, das hat mir auch Spass gemacht, so wie es mir heute Spass macht, meine Enkel mit Erdbeeren oder Himbeeren zu füttern, aber es war eben nicht so, dass ich alles bekam, was ich wollte, vor allem nicht, wann ich es wollte. So lernte ich sehr früh, dass Geld etwas mit Arbeit zu tun hat.

Am sparsamsten war mein Vater, wenn es um ihn selbst ging. Nur einmal leistete er sich einen Urlaub, zusammen mit mir. Ich allein mit dem Vater! Weil der Arzt mir Höhenluft verordnet hatte, fuhren wir – per Bahn, versteht sich – nach Freudenstadt. Wir erwanderten die Gegend, wo Du Deine Grosseltern dann besucht hast, bis Du zehn Jahre alt warst. Und was ist mir, dem damals Achtjährigen, von diesem Urlaub geblieben? Dass es zum Frühstück Milchbrot mit Butter und Honig gab, und dies jeden Tag. Das gab es zu Hause nie.

Nein, Geld spielte in meiner Kindheit eine Rolle, eine übertriebene, manchmal sogar eine fatale.

Zwischen meinen Eltern stand immer das Haushaltsgeld. Damals war es noch üblich, dass der Mann seiner Frau Haushaltsgeld zuteilte. Meine Mutter fand, der Vater gebe

ihr zuwenig, der Vater meinte, die Mutter könne nicht mit Geld umgehen. Vielleicht hatten beide nicht ganz unrecht.

Ich selbst muss unglaublich sparsam gewesen sein. Die Familienfama besteht darauf, dass ich noch als Grundschüler Federn einkaufen gegangen sei (für fünf Pfennige) und im Papiergeschäft gefragt habe, wo denn die Federn billiger zu haben seien.

Und dann kam der Krieg. Ich will keine von den Litaneien anstimmen, die schon Deine Mutter nicht mehr hören konnte. Aber uns hat eben der Hunger geprägt, im Krieg und nach dem Krieg. Niemand in der Familie hatte auch nur das geringste Talent zum Hamstern, also dazu, bei den Bauern der Umgebung – und wir wohnten ja inmitten der fruchtbaren Hohenloher Ebene – etwas Mehl, Schmalz oder gar ein paar Eier zu betteln oder gegen ein paar Handtücher oder ein Bettlaken einzutauschen. So waren wir auf die Lebensmittelmarken – und den Garten – angewiesen. Das war bitter, und es wurde bis 1948 immer schlimmer. Sicher, ein voller Bauch studiert nicht gern. Aber ein ganz leerer kann auch nicht studieren. Als ich 1946 in den eiskalten Hörsälen der Frankfurter Universität den Kapazitäten der Germanistik oder Geschichte lauschen wollte, er tappte ich mich immer wieder bei Überlegungen, wo ich eine Suppe bekommen konnte, die nicht nur aus Wasser bestand. Vom Herbst 1947 an, als ich in Bem studieren durfte, grub ich dort für zwei Franken die Stunde Gärten um und säuberte die Anlagen um das Historische Museum – schliesslich wollte ich Historiker werden –, nur um jede Woche per Zahlschein ein Paket mit Margarine, Zucker oder Kaffee – zum Tauschen – nach Hause schicken zu können.

Warum ich Dir das alles erzähle? Ich will erklären, warum ich gegenüber den Dingen, mit denen wir unser Leben fristen, nie die Leichtigkeit und Freiheit gewonnen habe,

40 die ich mir selbst wünsche, auch dann nicht, als ich es mir hätte leisten können. Irgendwo sitzt bei mir noch, gut versteckt, damit ich es selbst nicht merke, die Angst davor, es könne nicht reichen, und der Respekt vor allem, was menschlichen Hunger stillen kann.

*15. November 1993*

**Liebe Lisa,**

Du hast noch jetzt, wie ich als Kind, zwei Grossmütter, und, anders als ich, wenigstens einen Grossvater. Wenn ich mich nicht sehr täusche, kommen unsere sechs Enkel alle gern zu uns. Sie wissen, dass die Grosseltern sie mögen, und schliesslich haben die Grosseltern oft mehr Zeit als die Eltern. Zumindest bieten die Grosseltern Abwechslung.

Aber wie ist das, wenn eine Grossmutter im Hause, bei Kindern und Enkeln lebt? Da gewöhnt man sich aneinander – oder eben auch nicht. Die Kinder sehen die weniger anziehenden Seiten einer Grossmutter sehr viel genauer, und für die alte Frau ist das frische Leben im Haus nicht immer Ermunterung, es ist manchmal einfach lästig. So ging es wohl auch zwischen uns Kindern und der Mutter unseres Vaters.

Wir nannten unsere Haller Grossmutter «Hutzel». Wahrscheinlich stammt der Name von Till, Deiner Tante Till, die Du auch gernhattest. Sie gab Menschen und Dingen Namen, die haften blieben. Dieser Name war sicher eine Bosheit, vielleicht auch eine Roheit; dabei stimmte er gar nicht. Diese Grossmutter, die den siebzigsten Geburtstag schon hinter sich hatte, als wir nach Hall zogen, war gar nicht eingehutzelt und verschrumpelt, sondern klein, rotbackig und mollig. Als wir noch auf dem Olymp waren, wohnte sie nicht bei uns, sie beobachtete uns mit dem Fernglas vom Bürgerheim aus, das am Rande des Frie-



densbergs lag und heute Jugendherberge ist. Sie berichtete dann unserem Vater, wenn ich mich vor dem Gartentor mit einem Schulkameraden geprügelt hatte. Als wir dann das neue Haus auf dem Friedensberg bezogen, hatte sie bei uns ihre zwei Zimmer, die wir Kinder selten betreten.

Warum waren wir zu dieser Grossmutter so hässlich? Nicht, weil sie alt war, denn wenn die Ulmer Grossmutter – selten genug – zu Besuch kam, war das immer ein Fest. Weil sie böse war? Natürlich nicht. Sie tat uns nichts zuleide, manchmal bekamen wir von ihr «Zuckerle», und wer ein bisschen nett zu ihr war, wie meine jüngere Schwester Rose, wurde gut und liebevoll behandelt.

Grossmutter Eppler hielt wenig von ihrer Schwiegertochter, sie war ihr zuwenig Hausfrau, zuwenig «schaffig», sie stampfte im Herbst kein Weisskraut ein, schabte ihre Spätzle nicht vorschriftsmässig vom Brett und spielte sogar Karten mit ihren Kindern. Wir hörten von unserer Mutter nichts Böses über die Oma, aber eben auch nichts Gutes, und das reicht ja bei Kindern oft schon aus.

Wenn wir am langen Mittagstisch beisammensassen und wir Kinder die neuesten Geschichten aus der Schule oder aus dem Jungvolk zum Besten gaben, sass diese Oma oben am Tisch, links neben meinem Vater, zwischen Mutter und Vater, hatte meist in der rechten Hand ihr Messer wie eine Lanze aufgepflanzt, so dass wir immer Angst hatten, sie könne, wenn sie damit herumfuchtelte, unserem Vater ein Auge ausstechen. Das geschah natürlich nicht, und die «Oma Hall», wie der freundlichere Titel hiess, liess friedlich kauend den Austausch von Erfahrungen, Satiren, Bosheiten, mehr oder minder schlagfertigen Flachs über sich ergehen, mit denen wir Kinder das Tischgespräch beherrschten,

42 während die Eltern gelegentlich lächelnd skeptische Fragen stellten oder auch, wenn die Schilderungen und Wertungen allzu grell wurden, zur Mässigung mahnten.

Nein, wir konnten uns über die «Hutzel» nicht beklagen. Aber sie war einfach anders. Sie hatte einen anderen Stallgeruch. Sie konnte und wollte nicht, wie die andere Grossmutter, mithalten bei dem verbalen Pingpong, bei dem meist die Till die ersten Bälle schlug. Sie war da rasch beleidigt und fand, dass wir frech, ungezogen, respektlos seien gegen alles, was sie als Obrigkeit empfand. Und so konnte man das durchaus sehen.

Deine Ururgrossmutter sprach nicht, wie das in der Familie üblich war, ein mehr oder minder abgeschliffenes Schwäbisch, sie war aus Bad Mergentheim und sprach einen fränkischen Dialekt, sagte «nit» (nicht), wo wir «net» sagten. Was für uns ein «Mädle» war, war für sie ein «Mädsche». Wahrlich kein Verbrechen. Aber für uns galt das Schwäbische, genauer jenes Pfarrhauschwäbisch, das im alten Württemberg zur Amtssprache geworden war, als die Sprache der anständigen, gebildeten Menschen, während wir das Hochdeutsche, das nur ganz wenige Zuge-reiste sprachen, für eine affektierte Kunstsprache hielten, derer sich nur hochnäsige Exoten bedienten, eine Sprache, die wir daher auch nicht zu lernen versuchten. Und dann gab es in Hall noch das Fränkisch-Hohenlohische, die Ursprache der Haller, die vor allem bei den Bauern und Dienstmägden aus der Umgebung üblich war. Zwar sprach unsere Grossmutter einen anderen fränkischen Dialekt, aber sie gehörte damit doch eher zu der Welt, über die wir uns erhaben dünkten.

Sicher, auch die Moralvorstellungen dieser Grossmutter waren enger als die der Eltern. Viel mehr als den Vater und die Mutter beschäftigte diese Grossmutter die Frage, was «die Leute» wohl sagen. Und es gab unzählige Aktivitäten

der Enkel, von denen «die Leute» sicher nicht entzückt waren: wenn wir uns in den Anlagen des Friedensbergs in unseren Ballspielen durch Spaziergänger nicht stören liessen, wenn wir auf dem Fahrrad freihändig durch die Anlagenwege fuhren, wenn wir in der Abenddämmerung auf die blühenden Linden stiegen und die alten Leute aus dem nahen Bürgerheim mit finsternem Gemurmel erschreckten: «Barbarabara – wir sind die Geister der Unterwelt», wenn wir – und das war nun wirklich hundsgemein – einem alten Mann, der jeden Tag an uns vorbei trippelte, das Wörtchen nachriefen, das ihn offenbar – woher wussten wir das eigentlich? – am meisten erregte, «Uhu!». Wenn er es doch ein einziges Mal überhört hätte, dann hätten wir vielleicht von dem grausamen Spiel gelassen. Aber er drehte sich jedesmal ruckartig um und schimpfte Unverständliches vor sich hin.

Oma Hall ging auch nicht in die richtige Kirche, wo die Leute hingingen, die wir kannten, also nicht in die evangelische Michaelskirche über der grossen Treppe, gegenüber dem Rathaus, in der schon die Vorfahren von Dietrich Bonhoeffer gepredigt hatten, sondern in die kleine katholische Kirche gleich am Fuss des Friedensbergs, an der wir jeden Morgen vorbeikamen, wenn wir in die Schule rannten. Und sie tat das auch nicht zu vernünftigen Zeiten, also sonntags um halb zehn, sondern schon morgens um sieben, und keineswegs nur am Sonntag. Erst später erfuhren wir, welche Last diese treue Tochter ihrer Kirche dadurch auf sich genommen hatte, dass sie sich evangelisch hatte trauen und ihre Kinder evangelisch hatte erziehen lassen. Über viele Jahrzehnte war sie von den Sakramenten ausgeschlossen, aber sie liess nicht von der Kirche, die sie bestrafte. Vielleicht hat sie die Fremdheit zwischen ihr und ihren Enkeln auch als Strafe für ihren Ungehorsam empfunden?

44 Erst nachträglich wurde mir ganz klar, dass sich diese Grossmutter auch in politischen Dingen ganz auf ihre Kirche verliess. Der Tag von Potsdam im März 1933, die Verbeugung Hitlers vor Hindenburg, die im protestantischen Bürgertum viele Vorbehalte gegen die Nazis wegräumte, machte auf sie keinen Eindruck, vielleicht, weil das ganze Theater in einer evangelischen Kirche stattfand. «Ach, der Hitler mit sei'm Wichsbürschtle», pflegte sie zu sagen, wenn von den Nazis die Rede war. Damit meinte sie den Schnurrbart des neuen Reichskanzlers. Das war keine sehr tiefgründige Kritik, zumal viele ehrenwerte Leute, sogar ihr eigener Sohn, einen Schnurrbart trugen. Aber es zeigte, was sie von dem neuen Mann hielt. Schon im Herbst 1933 hörten wir dann von der Grossmutter, immerhin schaffe der Hitler Ordnung, und das sei auch nötig. Das war dann nach dem Reichskonkordat mit dem Vatikan. Drei oder vier Jahre später, als Hitlers Mannen sich keinen Deut um das Konkordat scherten und ungeniert beiden Kirchen zu-leibe rückten, wurde sie wieder kritischer.

Wenn die Oma Hall aus ihrer Jugend erzählte, dann vor allem von den viel zu engen Kleidern, in die sie sich zwängen musste, weil alles auf die enge Taille ankam, von den viel zu kleinen Schuhen, die ihre Zehen zu unförmigen Klumpen – wir durften sie einmal sehen – verunstaltet hatten. Schönheit musste damals wirklich leiden. Von ihrem Mann wusste sie, sooft die Rede auf ihn kam, zu sagen, er sei ein stattlicher und schöner Mann gewesen, dem sie immer lange nachgeschaut habe, wenn er zur Arbeit ging, so wie sie nun stolz unserem Vater nachsah, der wohl in Statur und Gang seinem Vater sehr ähnlich war.

Obwohl sie ihre Gesundheit schon frühzeitig hatte malträtieren müssen, war diese Grossmutter fast immer gesund. Und wehleidig war sie nach den Torturen ihrer Jugend

auch nicht. Bei einer Erkältung trank sie eben zwei Glas Glühwein, andere Leiden kannte sie kaum.

Sie hatte den achtzigsten Geburtstag schon hinter sich, als sie eines abends auf dem Weg von ihrem Wohnzimmer zum Bad vergessen hatte, das Licht anzuknippen. Sie wollte, am oberen Ende der Treppe vorbei, einen Stuhl ins Badezimmer tragen. Plötzlich hörten wir ein dumpfes Poltern und Rumpeln, und als wir herbeistürzten, lag die Grossmutter betäubt und blutend unten an der Treppe. Sie war die ganzen 17 Stufen hinuntergekollert und, da das Treppenhaus einen rechten Winkel hatte, mit dem Kopf an die Wand geschlagen. Der Stuhl stand friedlich oben.

Wir, die grösseren Kinder, trugen die Oma verängstigt und vorsichtig in ihr Schlafzimmer, und hätten wir ein Telefon gehabt, so hätten wir sofort den Arzt gerufen. Kaum lag die Verletzte auf ihrem Bett, schlug sie die Augen auf und sagte: «Ich hab' doch ein Bad einlaufen lassen!» Sie liess sich durch kein gutes Zureden von ihrem Bad abhalten, und es hat ihr nicht geschadet.

Gerne erzählte die Grossmutter vom Einmarsch der Preussen in Bad Mergentheim im Hochsommer 1866. Sie war sieben Jahre alt, als die Sonne die Säbel der Offiziere, die Helme, die goldenen Knöpfe und Tressen an den preussischen Uniformen aufleuchten liess, während die Truppen des Herrn von Manteuffel das Taubertal herunterkamen. Das kleine Mädchen muss das prächtige Schauspiel genossen haben. Offenbar hatten die Mergentheimer wenig Mitleid mit den bei Tauberbischofsheim geschlagenen Württembergern. Schliesslich hatte sich Württemberg erst ein halbes Jahrhundert zuvor Mergentheim, die stolze Zentrale der Deutschordensritter, von Napoleon zuschanzen lassen.

46 Stell Dir vor, **liebe Lisa**: Wenn Du einmal eine Oma bist, und ich wünsche Dir, dass Du's wirst, dann sind beinahe zweihundert Jahre vergangen, seit meine Grossmutter die siegreichen Preussen bewundert hat. Und zwischen dem Ereignis und Dir liegt nur eine einzige Person, die nicht dabei war, aber sich von einer Augenzeugin berichten liess. Diese eine Person bin ich, Dein Grossvater.

Warum mir dies wichtig ist? Weil ich daraus schliesse, dass mündliche Berichte und Überlieferungen doch ernster zu nehmen sind, als wir dies oft tun. Was bedeutet es da schon, dass die ersten Evangelien erst ein halbes Jahrhundert nach dem Tod Jesu aufgeschrieben wurden? Da müssen doch noch Augen- und Ohrenzeugen gelebt haben, und einige waren noch keine Siebzig.

Zurück zu Deiner Ururgrossmutter: Sie hat alle ihre Kinder überlebt, erst ein Mädchen, das als kleines Kind auf gebohnertem Parkett ausrutschte und so unglücklich auf den Hinterkopf fiel, dass es nicht zu retten war, dann den zweiten Sohn, der schon Chemiker war, als er im Ersten Weltkrieg an Tuberkulose starb, schliesslich, als sie bereits 82 Jahre alt war, meinen Vater, den sie fast ehrfürchtig bewunderte.

Als ich sie von der Beerdigung des Vaters nach Hause begleitete, ganz langsam, denn es ging bergauf und sie musste immer wieder verschnaufen, da beschäftigte sie unablässig die Frage, ob Magermilch – amtlich: entrahmte Frischmilch, und etwas anderes gab's damals nicht – einen Stich ins mehr Grünliche oder ins Bläuliche habe. Sie war schon weit weg von der schrecklichen Wirklichkeit, und neun Monate später, im Januar 1942, starb auch sie, nicht ohne Eucharistie und Letzte Ölung.

Zu ihrer Beerdigung bekamen wir Besuch von einem ihrer Neffen, der hinter der russischen Front in der Ukraine als Oberstabsarzt tätig war. Warum ich diesen Besuch nie vergesse, damit will ich Dich jetzt noch nicht belasten. Aber ganz ersparen kann ich es Dir nicht.

*27. November 1993*

**Liebe Lisa**, bisher war in meinen Briefen kaum von Politik die Rede. Das kommt einmal daher, dass ich als Kind davon nur wenig mitbekam. Zum anderen ist für den Alltag der Menschen die Politik nie das Wichtigste, war es auch damals nicht. Und ich will ja nur berichten, was ich erlebt habe, nicht, was in den Zeitungen stand, die ich erst mit neun Jahren zu lesen begann.

Ein Radio hat mein Vater erst im September 1938 gekauft, als niemand wusste, ob es um die Sudetengebiete, also die deutsch besiedelten Randgebiete der Tscheche!, zum Krieg kommen würde. Daher konnten wir bis dahin auch nicht die Reden von Hitler oder Goebbels hören, jedenfalls nicht zu Hause. Trotzdem muss ich spätestens 1936 eine Hitlerrede gehört haben, eine, in der er unendliche Zahlenreihen aus der Wirtschaftsstatistik vorlas, um zu zeigen, wie es nun aufwärtsging. Das alles gipfelte in dem pathetischen Satz: «Deutsches Volk, exportiere oder stirb!» Das hat mich gewaltig umgetrieben, und ich habe meinen Vater nachher gefragt, ob wir denn wirklich so nahe am Sterben seien.

An den 30. Januar 1933, als ich genau sechs Jahre alt war, habe ich keine Erinnerung. Die Heilrufe der SA drangen nicht bis auf den Olymp, auch nicht die Lichter des grossen Fackelzugs. Die Zeitungen konnte ich nicht lesen, und was meine Eltern darüber sprachen, habe ich noch nicht

verstanden. Ich weiss nur noch, dass von da an immer wieder geflaggt werden musste.

Es lag nicht mehr in jedermanns Belieben, ob er an Staatsfeiertagen eine Fahne aus dem Fenster hängen wollte, jetzt wurde «Beflagung» befohlen. In Hall hatte ich bisher fast nur die gelbroten Fahnen in der Stadtfarbe und die grünweiss karierten Fahnen der Salzsieder gesehen. Jetzt waren schwarzweissrote oder solche mit dem Hakenkreuz vorgeschrieben. Meine Eltern entschieden sich für Schwarz-Weiss-Rot. Aber wo sollten wir die Fahne hängen? Schliesslich stand das uralte Haus versteckt hinter den Bäumen des weitläufigen Gartens, und eine Fahne hatte nur einen Sinn, wenn man sie sehen konnte. Ans grosse Gartentor? Da hätten wir erst einen Mast errichten müssen, und das fanden meine Eltern dann doch des Guten zuviel. Also wehte die Fahne schliesslich aus dem obersten winzigen Giebelfenster an der Westseite des Hauses, zum Kochertal hin, so dass man sie wenigstens von der anderen Seite des Kochertals, vom Bahnhof her bewundern konnte. Kaum hatten meine Eltern die schwarzweissrote Fahne nähen lassen, da wurde sie auch schon wieder verboten, von nun an, es war wohl 1934, war nur noch das Hakenkreuz erlaubt. Was damals an Fahnentuch verschwendet wurde, hat wohl auch mitgeholfen, die Wirtschaft anzukurbeln.

Sonst hat sich damals für uns kaum etwas geändert, allenfalls dass der Strom der Bettler, die meine Mutter an der Haustür mit Fünfpennigstücken abspesen musste, langsam abnahm. Es war ja, zumal in einer konservativen Kleinstadt, nicht so, dass die NS-Herrschaft von einem Tag auf den anderen alles verändert hätte. In der Volksschule wurde, soweit ich mich erinnern kann, kein einziger Lehrer entlassen, in der meines Vaters auch nicht. Sogar der parteilose Bürgermeister, der, wie ich später hörte, ganz korrekt demokratisch, auch mit Unterstützung der



Sozialdemokraten, gewählt worden war, blieb, natürlich als Parteigenosse, im Amt, übrigens bis 1945. **49**

Der Schulleiter im Langen Graben war gleichzeitig der Kreisleiter der NSDAP. Er verliess die Schule bald und zog in den alten Turm am Säumarkt, von wo aus er bis 1945 als kleiner Provinzfürst regierte. Vorher hielt er uns im Schulhof noch ein paar Reden, von denen ich nur noch weiss, dass dieser ziemlich füllige Herr mit dem ganz ungermanischen Rundschädel ein endlos rollendes rrr sprechen konnte, in Schwaben ein kleines Mirakel. Aber was er uns über die Gesetze der Naturr, die Verrrrräterr an Deutschland und den genialen Fürrrrer bebringen wollte, habe ich schon deshalb nicht verstanden, weil ich immer gespannt auf das nächste Rrrr wartete.

Eines Tages, es war wohl noch 1933, hörte ich meinen Vater, nachdem er seine Post geöffnet hatte, nach seiner Frau rufen. «Da, sieh dir dies an! Ich bin doch kein Sträfling! Ich bin doch kein Sträfling, der Bewährung braucht!» Nach einiger Zeit erläuterte mir die Schwester, was geschehen war. Mein Vater hatte einen Aufnahmeantrag in «die Partei» gestellt und hatte die Antwort bekommen, er könne erst nach einer Bewährungsfrist Parteimitglied werden. Der Vater war in seinem Stolz so verletzt, dass er seinen Antrag zurückzog. Erst 1937 wurde er dann Mitglied der Partei, das war für einen Schulleiter wohl der letzte Termin.

Auch mit der SA hatte der Vater Pech. Er sah in ihr offenbar, zumindest 1933, eine Art Nebenarmee, mit der die Nazis das Verbot des Versailler Vertrages umgehen wollten, mehr als hunderttausend Soldaten aufzustellen. Denn alles Soldatische zog Vater an. Aber kaum war er beigetreten, da wurde die SA durch das, was damals «Röhmputsch» genannt wurde, zu einem unbedeutenden Traditionsverein degradiert. Um im SA-Heim Bier zu trinken und

NS-Lieder zu grölen, dafür war dem Vater die Zeit zu schade. Also ging er einfach nicht mehr hin. Immerhin hatte er sich eine teure Uniform zulegen müssen. Als er sie zu Hause anprobierte, haben wir Kinder furchtbar gelacht. Die dunkelbraunen Ledergamaschen über den schweren Stiefeln, das breite Koppel, der Schulterriemen, vor allem aber die seltsam steife, runde Mütze, die wir das «Geisenschüssele» nannten, das alles fanden wir an unserem Vater urkomisch. Zu dem Bild, das Kinder sich von ihrem Vater machen, gehören wohl auch Kleider. Stell Dir vor, **Lisa**, Dein Vater erschiene plötzlich in einem ganz ungewohnten, ausgefallenen Aufzug. Jedenfalls waren wir froh, als dieses ganze Zeug im Schrank blieb, wo es, fast unbenutzt, amerikanische Soldaten fanden und als Souvenir mitnahmen.

Der 30. Juni 1934, an dem Hitler einige seiner SA-Führer, aber auch Konservative, wie seinen Vorgänger im Kanzleramt, General Schleicher – samt seiner Frau –, umbringen liess, brachte auch Angst und Unruhe in das Haus Epler.

Die einzigen Vereine, in denen Dein Urgrossvater sich betätigte, waren der Schachklub und der Verein ehemaliger Offiziere. In letzterem war er sogar Vorsitzender. Dort kamen die Offiziere des Ersten Weltkriegs zweimal im Jahr zusammen, im Winter zum Tanz, im Sommer zu einem Ausflug. 1934 war der Ausflug angesetzt auf den 30. Juni. Man wollte mit dem Bus auf das Schloss Stetten bei Künzelsau fahren, dort einiges besichtigen und im Übrigen gut essen. Zur Vorbereitung fuhr mein Vater nach Schloss Stetten – wahrscheinlich nahm ihn irgend jemand aus dem Verein im Auto mit –, und ebendiese Fahrt sollte seltsame Folgen haben.

Als die Offiziersgesellschaft mit Damen in Stetten fröhlich beim Essen war, drangen die ersten Gerüchte durch von dem Versuch des obersten SA-Führers Ernst Röhm und

seiner – nun plötzlich homosexuellen – Gefolgsleute, gegen den Führer und Reichskanzler zu putschen. Immer wieder, so berichtet meine Mutter, sei einer der Herren hinausgegangen, um Nachrichten zu hören. Die Stimmung war verdorben, und da niemand so recht wusste, welche Äusserung bestimmt ungefährlich sein würde, breitete sich verlegenes Schweigen aus, das bei der Rückfahrt im Bus geradezu unheimlich geworden sein muss.

Aber davon hätten wir Kinder kaum erfahren, wäre nicht am nächsten Tag unser Vater zum ausgiebigen Verhör auf die Kreisleitung bestellt worden. An dem Tag, als er sich auf Schloss Stetten als Quartiermacher betätigt hatte, waren dort auch einige österreichische Offiziere gewesen, von denen es jetzt hiess, sie hätten die Finger im Putsch gehabt. Hatte mein Vater mit ihnen konspiriert? Er hatte sie gar nicht gesehen, aber wie sollte er das beweisen? So blieb er viele Stunden festgehalten, bis Emissären der Kreisleitung auf Schloss Stetten bestätigt worden war, dass der Vorsitzende des Haller Offiziersvereins dort die österreichischen Offiziere nicht getroffen hatte.

Was mir, dem siebenjährigen Kind, in Erinnerung blieb, war die Verbindung der Worte «Verhör» und «erschossen». In diesen Tagen war dauernd von «erschossen» die Rede. Und warum sollte mein Vater, wenn er schon verhört wurde, nicht auch erschossen werden? Zum erstenmal spürte ich, dass die neuen Herren keinen Spass verstanden, zum erstenmal wurde mir unheimlich zumute. Das verstärkte sich, als einige Wochen später, während unseres gemeinsamen Urlaubs in Freudenstadt, Vater zum gewohnten Spaziergang einen seiner Vettern aus Dornstetten mitnahm, während ich hinter den beiden hertrötete. Wieder drangen Satzketten an mein Ohr, die mir anzeigten, dass die beiden sich darüber unterhielten, wer denn nun

«erschossen» worden sei, wie viele es gewesen seien und warum da so grosszügig «erschossen» worden war.

Weisst Du noch, **Lisa**, wann Du angefangen hast, Zeitung zu lesen? Bei mir muss es im Jahr 1935 gewesen sein, sicher zuerst einmal die Lokalberichte über den Haller Fussballverein, wenn ich einmal nicht auf die Auwiese gekommen war oder die Haller auswärts gespielt hatten. Aber dann habe ich auch den politischen Teil entziffert.

In den Tagen, in denen wir ins neue Haus umzogen, begannen die Berichte über den Krieg in Abessinien, die mich sehr bewegten. Das faschistische Italien hatte plötzlich im Oktober 1935 das bettelarme Land im Osten Afrikas überfallen. Ich konnte im Haller Tagblatt lesen, wie tapfer und verzweifelt die braven Abessinier – heute sagt man Äthiopier – sich gegen die Übermacht wehrten und wie gemein diese Italiener waren, die mit Tanks und schwerer Artillerie ein Volk zusammenschossen, das nur todesmutige Männer mit veralteten Flinten aufzubieten hatte. Natürlich war ich auf der Seite der Angegriffenen, der Hilflosen, der Opfer und wünschte den bösen Angreifern alles Schlimme. Aber dann, von einem Tag auf den anderen, stand in der Zeitung etwas ganz anderes: Da waren plötzlich die Italiener die siegreichen Helden, und die Abessinier waren verbohrte, minderwertige Schwarze, die einfach nicht begreifen wollten, dass der Duce ihr Land als Kolonie brauchte. Waren vorher die geringsten Erfolge der Angegriffenen aufgebauscht worden, so war jetzt nur noch vom planmässigen Vorrücken der Truppen Mussolinis die Rede. Und das blieb so, bis die Divisionen des Duce im Mai 1936 in Addis Abbeba einrückten.

Damals, mit neun Jahren, wurde mir sehr unsanft beigebracht, dass es mit der Wahrheit eine vertrackte Sache ist, vor allem mit der Wahrheit in der Politik und in der Zei-

tung, und dass die Herren in den braunen Uniformen auch Herren über die Wahrheit waren, zumindest über die gedruckte. Es gab so etwas wie eine verordnete Wahrheit. Aber es musste noch eine andere geben, denn ich stand immer noch auf der Seite der armen Abessinier.

8. Dezember 1993

**Liebe Lisa,**

in unserem Haus gab es, wie bei Euch wohl auch, nicht nur eine Zeitung. Neben dem Lokalblatt hatte mein Vater den «Schwäbischen Merkur» abonniert, das war ursprünglich ein eher bedächtiges, ziemlich anspruchsvolles Blatt für das liberale Bürgertum in Württemberg. Der Merkur wurde abends ausgetragen, und mein Vater las ihn immer nach dem Abendessen; wenn er spät nach Hause kam und alleine ass, sogar während des Essens.

Die Eltern hielten an diesem Blatt fest, bis eines Tages, es war schon im Krieg, der «Merkur» eingestellt und an seiner Stelle einfach jener Stuttgarter «NS-Kurier» ausgetragen wurde, dessen Lektüre meinem Vater schon lange auf mehr als einem Wege dringend empfohlen worden war. Natürlich unterlagen damals alle Zeitungen denselben Weisungen, und doch war es ein Unterschied, ob man den «Völkischen Beobachter» oder die «Frankfurter Zeitung», den «NS-Kurier» oder den «Schwäbischen Merkur» las, vor allem, wenn man gelernt hatte, zwischen den Zeilen zu lesen. Und mein Vater konnte das.

Natürlich stand in keiner der beiden Zeitungen etwas darüber, was droben auf der Alb im Konzentrationslager Heuberg geschah. Ich hörte nur gelegentlich jemanden sagen – freilich nicht zu mir –: «Wenn du den Mund nicht hältst, kommst du auf den Heuberg.»

54 Ich stellte mir darunter zuerst einen riesigen Haufen Heu vor, in welchem vielleicht ein paar Heugabeln steckten, denn irgend etwas daran musste ja gefährlich sein, sonst hätte man damit nicht drohen können.

Es hätte uns Kindern auch wenig genützt, wenn uns jemand gesagt hätte, das sei ein Lager, in das jetzt Sozialdemokraten und Kommunisten gesperrt würden. Denn wir wussten gar nicht, was das war.

Als in Richards Klasse einmal ein Lehrer fragte, wer den Namen eines Kommunisten wisse, platzte dieser strahlend heraus: «Richthofen!» Der Freiherr von Richthofen, der «Rote Kampfflieger» des Ersten Weltkriegs, hatte es Richard angetan, weil er so gut fliegen konnte, dass er nebenher noch zu zielen, zu schießen und zu treffen verstand. Aber weniger weil er seinen Doppeldecker rot angestrichen hatte, wurde er für ihn zum Kommunisten, sondern weil Richard Komponist mit Kommunist und Beethoven mit Richthofen verwechselt hatte.

Und als in der Klasse von Till – sie war damals schon etwa siebzehn – einer der schlimmen Nazi-Lehrer über die Kommunisten herzog, meldete sich meine Schwester: «Ich bin Kommunistin». Das war etwa 1939, und Till hatte keine Ahnung vom Kommunismus, sie wollte nur den plumpen Schwätzer ärgern.

Du kannst Dir vorstellen, was dann geschah. Der Lehrer, der ohnehin gerne Schulleiter geworden wäre, stürzte ins Lehrerzimmer: «Die Tochter des Direktors ist eine Kommunistin.» Da bedurfte es viel besänftigender Einrede vernünftiger Kollegen, die ihre Till nur zu gut durchschauten und wohl auch gerne mochten.

Diese Geschichte wurde übrigens 1946 von Gerhard Storz vor einem amerikanischen Militärgericht vorgetragen, wo sich Till mit ihrer Freundin zu verantworten hatte, weil die beiden Entlassungspapiere für deutsche Kriegsgefangene

hergestellt und ins Lager Heilbronn eingeschmuggelt hatten.

**Du, Lisa,** wirst sicher einwenden: Wenn wir nicht wussten, was ein Sozialdemokrat ist, warum haben wir dann nicht gefragt? Die Lehrer, die Eltern? Die Lehrer zu fragen, war sinnlos, denn sie haben sich gehütet, auf verhängliche Fragen klar zu antworten. Und mein Vater war schliesslich auch Lehrer. Je länger ich nachdenke, desto klarer wird mir, dass er über bestimmte Dinge nicht sprechen wollte, wohl aus Vorsicht, seine temperamentvollen Kinder könnten sich verplappern. Ich entsinne mich an keine antisemitische Äusserung meines Vaters, aber auch an keine, mit der er die Juden in Schutz nahm.

Immerhin tauchten in seiner Schule gelegentlich Schüler aus entlegenen Orten auf, die nach der NS-Definition Halbjuden waren und anderswo von der Schule verwiesen worden waren. Mein Vater hat, zumindest zu Hause, nie über Hitler geredet, ihn nie gelobt oder getadelt. Auch über die NS-Grössen am Ort äusserte er sich nicht, allerdings fuhr er uns auch nicht über den Mund, wenn wir über sie herzogen. Allenfalls gab er manchmal mit seinem berühmten «Ha nu!» zu erkennen, jetzt sei es genug. Berühmt war dieses «Ha nu!», weil niemand erklären konnte, warum er nicht, wie andere Schwaben, «Ha no!» sagte.

So bin ich, was die Überzeugungen Deines Urgrossvaters angeht, letztlich auf Vermutungen angewiesen. Auch er hatte sich als junger Mensch, wie sein späterer Schwiegervater, an Friedrich Naumann orientiert. Von ihm hatte er wohl gelernt, für soziale Gerechtigkeit einzutreten, vor allem dann, wenn es galt, Kindern armer Leute den Besuch seiner Schule zu ermöglichen. Wahrscheinlich fand er 1933, die Deutschen könnten eine starke, vielleicht sogar harte Hand gebrauchen, wenn diese Hand die Arbeitslosen

von der Strasse brächte. Und das ist den Nazis ja auch gelungen, nicht nur durch Aufrüstung. Schliesslich lief die weltweite Rezession ohnehin aus, und die Finanztricks des Herrn Schacht waren so dumm nicht. Wie die meisten Deutschen, hatte mein Vater den Vertrag von Versailles als Demütigung erlebt, und wer ihn Stück für Stück zerriss, zeigte dem Frontoffizier mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse, dass seine Entbehrungen und seine zwei schweren Verwundungen doch nicht ganz vergebens gewesen waren.

Dass mein Vater trotzdem kein Chauvinist war, schliesse ich aus seiner Geringschätzung für den abgesetzten Kaiser Wilhelm II., der nun in Holland seine Zeit mit Holzhacken verbrachte. Der sei ein Grossmaul und wohl auch ein bisschen verrückt gewesen. Dafür hielt er um so mehr vom anderen Wilhelm, dem letzten König von Württemberg. Der war so, wie mein Vater sich einen Monarchen wünschte: bescheiden, fleissig, solide, um das Wohl seiner Untertanen besorgt. Und da stand er nicht allein. Sogar der Sozialdemokrat Wilhelm Keil hatte schon vor dem Ersten Krieg gesagt, wenn Württemberg einmal als Republik einen Präsidenten brauche, dann wäre dieser Wilhelm am besten geeignet.

Wahrscheinlich waren meinem Vater die meisten führenden Nazis zu wenig solide, zu wenig korrekt, viele fand er wohl einfach ungebildet, so dass er dem NS-Lehrerbund, dem er natürlich angehörte, einmal Vorträge über Immanuel Kant anbot, den grossen Königsberger Philosophen, der immer noch hoch im Kurs stand, obwohl er so manches zu Papier gebracht hatte, was zur NS-Ideologie gar nicht passte. Er hat diese Vorträge über seinen Lieblingsphilosophen dann auch gehalten, vor allem über die Ethik Kants. Ob er damit viel bewirkt hat, lässt sich bezweifeln.



Sein früher Tod hat Deinem Urgrossvater viel erspart, das Kriegsende, die Kapitulation, aber auch den Judenmord, der wenige Monate nach seinem Tod hinter der russischen Front begann.

Und meine Mutter, die Du nur als uralte Frau in Erinnerung behalten wirst? Sie war weniger verschlossen, impulsiver, sie sagte meist, was sie für gut und für schlecht hielt. Sie fand den Nationalsozialismus ganz gut, schliesslich hatte schon ihr Vater, der Münsterpfarrer, den Nationalsozialen Verein Friedrich Naumanns unterstützt. (Welch schlimmes Missverständnis sich da eingeschlichen hatte, merkte ich erst 25 Jahre später, als ich Naumanns Schriften studierte.) Doch zwei Dinge fand meine Mutter an den neuen Herren falsch, ja empörend: einmal, wie sie die Juden schikanierten, zum anderen, wie sie mit der Kirche umsprangen. Aber davon später.

*15. Dezember 1993*

**Liebe Lisa**, Du bist nun auch schon einige Jahre im Gymnasium und weisst, was das bedeutet. Als ich im Frühjahr 1937 nach der Aufnahmeprüfung – das war damals noch eine Staatsaktion, auf die hin wir ein ganzes Jahr lang gedrillt wurden – «Oberschüler» wurde, war dies für mich ein Einschnitt. Zum einen war ich jetzt in der Schule meines Vaters, bei meinen grossen Geschwistern, zum anderen kam ich nun auch zum «Jungvolk», also der Organisation für die Zehn- bis Vierzehnjährigen, die Teil der «Hitlerjugend» war, in der es aber doch ziemlich anders zugeht als bei den Fünfzehn- bis Achtzehnjährigen. Aber davon sollst Du im nächsten Brief hören.

Meine älteren Geschwister hatten noch wählen können zwischen «Realgymnasium» und Oberrealschule.

58 Die beiden Ältesten hatten als «Realgymnasiasten» mit Latein begonnen, Richard als «Oberrealschüler» mit Französisch. Von 1937 an gab es beides nicht mehr. Es gab nur noch, und zwar für ganz Deutschland einheitlich, die «Oberschule», und die begann mit Englisch. Zweite Fremdsprache war dann Latein, eine Sprachenfolge, die ich heute für eine der ungünstigsten halte.

Wir hatten nun nicht mehr einen einzigen Lehrer, der von Singen über Rechnen bis zur Religion alles unterrichtete, sondern beinahe für jedes Fach einen anderen. Zuerst waren es übrigens wirklich nur Männer, Lehrerinnen gab es an der Mädchen-Oberschule unten am Haal, wo später meine kleineren Schwestern hingingen. Geprügelt wurde jetzt kaum mehr, den Rohrstock im Klassenzimmer, der immer noch nicht fehlen durfte, benutzten die Lehrer meist nur dazu, aufs Pult zu schlagen, wenn sie uns erschrecken und dabei ihre Stimme schonen wollten. Im Übrigen lernte ich andere, raffiniertere Formen körperlicher Züchtigung kennen.

Oskar Maierhausen, unser Deutschlehrer, der den Titel «Oberpräzeptor» führte, weil er aus dem Volksschuldienst aufgestiegen war, pflegte seinen Delinquenten, während sie brav wie die anderen in ihrer Bank sassen, das Ohrläppchen zwischen Mittel- und Ringfinger einzuklemmen – und er hatte auch noch klobige Ringe an den Fingern! –, ohne seinen Redefluss zu unterbrechen. So wanden wir uns in Schmerzen, während Oskar, wie wir ihn der Einfachheit halber nannten, ruhig weiterdozierte und allenfalls ein «Menschle, Menschle!» einschob. Nach einigen Stunden hatten wir statt eines Ohrläppchens einen mehrfarbigen Klumpen am Ohr hängen, aus dem erst nach Tagen wieder ein Ohrläppchen wurde. Dabei war Maierhausen eigentlich ein wohlbeleibter Gemütsmensch, der gerne in der Weinstube Kronmüller mit zwei Freunden sein

Gläschen trank und unsere Unarten meistens mit Humor nahm. Er hat uns später auch die Anfangsgründe des Lateinischen beigebracht und uns sogar in Musik unterrichtet.

Ganz anders unser Englischlehrer, Fronmeyer, der sonst fast nur in der Oberstufe unterrichtete und wohl daher den Titel «Professor» trug. Er war damals ein würdiger älterer Herr, der einzige Pietist an der Schule, der den Klassenraum mit einer gewissen Feierlichkeit betrat und wieder verliess. Seinen Spitznamen «Saft» hatte er wohl davon, dass er den Alkohol verabscheute und daher den Antialkoholiker Hitler wenigstens in einem Punkt für vorbildlich hielt. An Unfug dachten wir bei ihm nie, und so lernten wir fleissig, etwa, wie ein stimmhaftes s (das es im Schwäbischen nicht gibt) zu sprechen sei. Seltsamerweise legte er Wert darauf, dass das y am Schluss eines englischen Wortes nicht einfach als i, sondern eher als e auszusprechen sei. So sagten wir denn schlicht «everebode» oder bei Adverben «quickle», «softle», was uns nicht schwerfiel, denn das le ist jedem Schwaben hinreichend geläufig.

Das trieb uns dann später der tüchtige Wilhelm Lang wieder aus, dem ich den grösseren Teil jener englischen Schulkenntnisse verdanke, die mir in den letzten Kriegstagen zustattenkamen. Er führte kleine Heftchen ein, die er, wenn wir, wie fast jede Stunde, unsere «Abhörungen» geschrieben hatten, gewissenhaft korrigierte, eine Methode, die zum kontinuierlichen Lernen anhielt. Seltsamerweise ist mir dieser nüchterne Protestant vor allem deswegen in Erinnerung, weil er so warm für Jochen Kleppers eben erschienenen Roman über den Vater Friedrichs des Grossen warb, dass ich, in Deinem Alter, **Lisa**, das dicke Monumentalwerk des konservativen Lutheraners Seite für Seite gelesen habe, sicher, ohne alles zu verstehen. Vom Selbstmord Kleppers zusammen mit seiner jüdischen Frau und

60 deren Tochter erfuhr ich allerdings erst nach dem Krieg, als seine Lieder ins Kirchengesangbuch eingingen.

Am schlimmsten ging es zu bei unserem Religionslehrer, dessen Namen ich lieber verschweige. Er fiel mir wieder ein, als ich zehn Jahre später bei Georges Bernanos las, die sicherste Methode, das Christentum in Frankreich auszurotten, wäre die Anstellung von einigen zehntausend staatlichen Religionslehrern. Der promovierte Philosoph und Theologe musste Autorität durch Aufgeregtheit und Lautstärke ersetzen. So konnte er ins Klassenzimmer stürzen und schreien: «Den allerallerersten, den ich jetzt noch sprechen sehe, dem schlag' ich den Schädel ein, dass die Haare fliegen!» Das hat er natürlich nie getan, und so haben wir über sein Geschrei gelacht. Nur fanden wir es nicht ganz angemessen, wenn solchen Ausbrüchen sofort ein Gebet folgte.

Dieser Religionslehrer war übrigens der Einzige, der nach dem Krieg, als er zur «Entnazifizierung» anstand, geltend machen wollte, er sei von seinem Direktor, meinem Vater, in Stuttgart denunziert worden. Die Akten liessen sich finden. In ihnen verwies der besorgte Schulleiter auf das Chaos in vielen Religionsstunden des Theologen und äusserte – bei allem Respekt vor seinen wissenschaftlichen Fähigkeiten – Zweifel an seiner pädagogischen Eignung.

Gar nicht in die enge Welt der kleinstädtischen Schule passte Gerhard Storz. Zwar kam er, wie nicht wenige schwäbische Lehrer, aus einem Pfarrhaus und hatte, was bei Pfarrerskindern häufig vorkam, Altphilologie studiert. Aber nach dem zweiten Examen war er zum Theater gegangen und zwölf Jahre, bis 1935, dortgeblieben. Er war Schauspieler gewesen und hatte später Regie geführt. Dabei muss ihm seine starke, sonore Stimme zugutegekommen sein, die wir von Weitem erkannten, auch wenn er un-

ter einem Dutzend Kollegen stand. Ein Schauspieler muss erst einmal «gehen» lernen, also war sein Gang anders als der unserer anderen Lehrer, stolzer, freier, beschwingter. Seiner Ausbildung als Schauspieler war es auch zuzuschreiben, dass Storz unser einziger Lehrer war, der seinen Unterricht in vollendetem Hochdeutsch absolvierte, auch wenn er, wie ich später bemerkte, in den eigenen vier Wänden den schwäbischen Dialekt wie Hausschuhe anziehen konnte – weshalb sein Sohn Oliver auch so sprach wie wir alle.

Neben Storz erschienen unsere Lehrer alle etwas linkisch oder gar gehemmt. Er war der einzige Mann von Welt. Und manche sagten, er sei eitel. Das war wohl nicht nur, aber überwiegend Neid.

Da Storz sich mit dem neuen Regime nicht anfreunden konnte, war ihm der Theaterboden in Mannheim zu heiss geworden, und so hatte er in Stuttgart angefragt, ob man ihn im Schuldienst brauchen könne. Die zuständige Abteilung im Stuttgarter Kultusministerium leitete ein Herr Bracher, der mit meinem Vater befreundet war, ihn wohl auch gegen manche Kritik aus der Partei abschirmte. Bracher, dessen Sohn Karl Dietrich sich als Historiker einen Namen gemacht hat, fand, dass Storz bei seinem Freund Eppler am besten aufgehoben sei, und schickte ihn nach Hall. Tatsächlich, die beiden kamen miteinander zurecht, obwohl Dein Urgrossvater korrekt war bis zur Kleinlichkeit, Storz dagegen grosszügig bis zur Schlamperei. So gab es gelegentlich Differenzen, wenn eine Klasse im Haus herumlärmte, weil Storz wieder einmal eine Deutschstunde schlicht vergessen hatte. Aber mein Vater bewunderte diesen Mann und sorgte diskret dafür, dass alle seine vier älteren Kinder Storzens Deutschunterricht genossen, und zwar möglichst häufig. So wusste der Direktor über diese Deutschstunden glänzend Bescheid durch seine Kinder,

62 die am Mittagstisch mit Vorliebe über «Stos» neueste Einfälle und Aussprüche berichteten. «Sto» war die Abkürzung, die Storz benutzte, wenn er das Tagebuch abzeichnete. Wenn in Stuttgart rühmende Berichte über ihn eintrafen und sein berufliches Überleben im NS-Staat sicherten, so waren wir Kinder daran nicht unbeteiligt.

Dabei hat Gerhard Storz seinen Unterricht selten so genau vorbereitet, wie er es wohl im Referendarjahr vor langer Zeit einmal gelernt hatte. Was uns faszinierte, war das, was man «Persönlichkeit» nennt, ein Ausdruck, den ich ganz selten benutze. Wenn er Fausts oder Iphigenies Monologe vortrug, war das mehr als jede Interpretation. Er konnte es sich leisten, mit uns im Jahre 1940, als wir so alt waren wie Du jetzt, **Lisa**, über viele Stunden Gottfried Kellers «Spiegel, das Kätzchen» zu behandeln. Bei keinem anderen Lehrer hätten wir, immerhin angehende Männer, da mitgespielt. Später wurde mir klar, dass in solcher Lektüre auch eine Provokation der Leute lag, die den aktuellen, der grossen Zeit angemessenen Deutschunterricht forderten. Übrigens kann ich heute, als alter Mann, Gottfried Keller Satz für Satz geniessen.

**Du, Lisa**, weisst sicher von jedem Lehrer und jeder Lehrerin, ob sie politisch eher links oder rechts stehen. Wir wussten von jedem unserer Lehrer, wie er zur «Partei» stand. Dabei hielten wir uns nicht an das Parteiabzeichen. Oft liess sich vieles schon ablesen an der Art, wie sie den vorgeschriebenen Hitler-Gruss absolvierten. Bei Storz kam es sogar vor, dass er zwar eine Handbewegung vollführte, die man bei sehr gutem Willen so deuten konnte, dann aber nach einigem Schweigen «Guten Morgen» sagte. Einmal, wir waren in der vierten Oberschulklasse, wollte er, ich weiss nicht warum, auf den Begriff der Lotterie hinaus und fragte, nicht eben geschickt, wo man denn ein grosser und reicher Mann werden könnte, ohne etwas zu arbeiten. Meine halblaute, gewissermassen inoffizielle

Antwort: «Auf der Banndienststelle» (das war die HJ-Zentrale für den Kreis). Darauf Storz: «Si tacuisses, philosophus mansisses. Was heisst das auf deutsch?» Ich musste passen. «Dann lass dir's von deiner Schwester übersetzen.»

Storz selbst ist oft genug dadurch ein Philosoph geblieben, dass er schwieg und sich sein Teil dachte. Aber zumindest einmal habe ich seinen Mut bewundert. Es war wohl im Winter 1942/43. Im «Neubau» sprach an einem Sonntagvormittag der Professor Hauer aus Tübingen, genannt der Germanen-Hauer, über Meister Eckhart. Unser damaliger Deutschlehrer – es war nicht Storz – forderte uns auf, hinzugehen. Wir waren nicht wenig erstaunt, als da ein grossgewachsener Herr in schwarzer SS-Uniform ans Podium trat und den christlichen Mystiker grosszügig zum Vorläufer seiner neugermanischen «Weltanschauung» beförderte, natürlich so, dass wir mit unseren sechzehn Jahren zum Glück wenig verstanden. Plötzlich, mitten im Vortrag, steht hinten im Saal ein Herr auf, schreitet hochoberhobenen Hauptes zum Ausgang und schliesst, für jeden hörbar, die schwere Tür, und zwar so, dass man darüber streiten konnte, ob er sie zugeschlagen hatte. Das war Gerhard Storz, um den ich dann doch etwas Angst bekam.

Storz war nicht der einzige Lehrer, der zu erkennen gab, dass die Nazis ihm zuwider waren. Da war Maierhausen, der treue Katholik, der, wenn abends die Sitzung bei Kronmüller ausgefallen war, morgens von der nahen Kirche aus der Messe kam. Als wir einmal den Musiksaal im Class-Gebäude betraten, hämmerte er auf dem Flügel, so laut er konnte, das Horst-Wessel-Lied, immerhin die zweite Nationalhymne. Als wir uns gesetzt hatten, rief er einen auf: «Was habe ich da gespielt?» Antwort: «Das Horst-Wessel-Lied.» Maierhausen: «Ja, das hat man früher viel auf Jahrmärkten gehört.» Wir fanden das amüsant. Ich wüsste üb-

64 rigens nicht, dass in Hall jemals ein Lehrer von seinen Schülern denunziert worden wäre.

Nicht ganz schlau wurden wir aus dem würdigen Fronmaier, der jede Unterrichtsstunde feierlich beendete: «Wir beschliessen diese schöne Stunde, indem wir uns von unseren Plätzen erheben und unsere Stimmen vereinigen in unserem alten Rufe: Heil Hitler!» War das Spott, Satire oder einfach seine Neigung zum Liturgischen? Ich weiss es heute noch nicht. Die Antwort darauf ergibt sich weder daraus, dass der begabte und gewissenhafte Pädagoge, der sich der Pensionsgrenze näherte, nach dem Tod meines Vaters für einige Zeit als kommissarischer Schulleiter eingesetzt wurde, noch daraus, dass die Amerikaner ihn vier Jahre später zum Schulrat machten. Ich musste, als ich mich 1946 für eine sogenannte Schulhelferstelle interessierte – Schulhelfer waren kurzfristig angestellte Aushilfslehrer –, bei Fronmeier vorsprechen. Als der Herr Schulrat mir eröffnete, meine Generation komme dafür nicht in Frage, denn wir seien nazistisch erzogen worden, war ich so verblüfft, dass mir die naheliegende Frage «Wer hat uns denn erzogen?» erst einfiel, als ich wieder zu Hause war. Im Übrigen wurde ich dann doch als Schulhelfer angestellt, warum weiss ich nicht mehr.

Die überzeugten Nazis an unserer Schule waren meist jüngere Leute, die ihr Studium in den frühen dreissiger Jahren abgeschlossen hatten. Nur einer von ihnen hat ernsthaft versucht, uns die richtige Gesinnung beizubringen, natürlich ohne Erfolg. Nicht weil wir Widerständler gewesen wären. Wir fanden es einfach langweilig, wenn wir im Deutsch- oder Geschichtsunterricht noch einmal hören mussten, was doch überall zu hören und zu lesen war. Wir wollten Abwechslung.

Sosehr uns daran lag, herauszubringen, wie ein Lehrer zur «Partei» stand, sowenig hing unsere Sympathie davon ab. Beurteilt haben wir unsere Lehrer danach, ob ihr Unter-



richt Spass machte, ob wir etwas von ihnen lernen konnten, ob sie Verständnis für uns hatten, kurz: ob sie gute Pädagogen waren. Allerdings: Aktive Nazis, die wir als gute Lehrer anerkannten, waren selten.

*21. Dezember 1993*

Ich kann mir vorstellen, **Liebe Lisa**, dass Du mit meinem letzten, lang geratenen Brief nicht ganz zufrieden bist. «Wie», wirst Du fragen, «ist denn der Nazismus in Stoff und Ton des Unterrichts eingedrungen?» Was den Ton angeht, so wohl nur dadurch, dass manche Lehrer Wert legten auf stramme, militärähnliche Sitten. Aber die jüngeren Lehrer, die vor allem fürs Stramme waren, hatten meist nicht die Autorität, ihren Willen durchzusetzen. Schliesslich waren wir eben Lausbuben wie die Schüler vor und nach uns. Daher will ich Dir auch die mehr oder minder originellen Streiche ersparen, die wir ausheckten. Wahrscheinlich könntest Du mir originellere erzählen.

Was den Stoff betrifft, so merkten wir in Fächern wie Mathematik, Physik oder Chemie so gut wie nichts. Vielleicht wurden die Entdeckungen und Erfindungen deutscher Gelehrter mehr als nötig herausgestrichen, aber das war wohl schon im Kaiserreich so. Und natürlich wurden jüdische Forscher meist unterschlagen; zumindest erfuhren wir nicht, dass sie Juden waren.

In der Biologie wurden wir gründlich mit den Mendelschen Erbgeln traktiert, die allerdings nicht dadurch falsch wurden, dass sie nun auch für die NS-Rassenlehre erhalten mussten. Mir haben diese Regeln ein halbes Jahrhundert später noch verständlich gemacht, warum Deine älteste Kusine, deren Eltern dunkle Haare und Augen haben, hellblond und blauäugig werden konnte.

Mit Rassenlehre sind wir wohl nur deshalb kaum behelligt worden, weil wir die Schule zu früh dafür verlassen mussten. Aber einmal, als ich in Deinem Alter war, kam ein Photograph ins Klassenzimmer. Das «Rassenpolitische Amt», das wohl der SS unterstand, hatte ihn beauftragt, jeden von uns zu photographieren, von vorn und von der Seite. Ein paar Wochen später bekamen wir die Bilder samt einem Hinweis, zu wieviel Prozent ein jeder von uns nordisch, fälisch, ostisch oder dinarisch sei. Wir haben uns darüber amüsiert, wie Buben sich amüsieren, und auch meiner Eitelkeit wurde nur mässig dadurch geschmeichelt, dass ich für hochprozentig (80 %?) nordisch erklärt wurde.

In Latein und Englisch hätte es auch dann wenig Gelegenheit zur Propaganda gegeben, wenn unsere Lehrer davon etwas gehalten hätten. Etwas anders war es wohl im Deutschunterricht. Sicher, niemand hat bei uns versucht, Friedrich Schiller, Theodor Storm oder Conrad Ferdinand Meyer zu Vorläufern der Nazis umzumodeln. Insofern war unser Deutschunterricht ziemlich konventionell. Aber von den Autoren, welche die Nazis auf die Schwarze Liste gesetzt hatten, hörten wir einfach nichts. Die meisten der Totgeschwiegenen waren Juden: Heine, Börne, Zweig, Werfel. Aber auch Thomas und Heinrich Mann waren einfach tabu. Dafür hörten wir, allerdings nur am Rande, von Leuchten wie einem gewissen Kolbenheyer. Gelesen habe ich ihn nie, zumal sein schwülstig-verblasener Stil mich abschreckte.

Ich entsinne mich nicht, dass jemals ein Lehrer etwas Abschätziges über die verfeimten Autoren gesagt hätte. Sie existierten einfach nicht. Das hatte den Vorteil, dass wir sie nach dem Krieg ganz frisch lesen konnten, ohne besondere Erwartung, aber auch ohne Vorurteil.

Für den Geschichtsunterricht bekamen wir ein neues Lehrbuch, dessen Autor ein gewisser Gehl war, ein junger nazistischer Historiker, der später in Russland fiel. In seinen Büchern lief Geschichte immer nach demselben Schema ab, die persische, die griechische, die römische, die germanische: Aus dem hohen Norden drangen nordische Helden in diese Länder ein, errichteten ihre Elite-Herrschaft und eine blühende Kultur, die aber leider zu welken begann, sobald sich die Herrenrasse mit den – natürlich minderwertigen – Einheimischen vermischte. Ich konnte nicht glauben, dass Geschichte regelmässig nach einem solch simplen Muster verlaufe. Und so sah ich im Bücherschrank meines Vaters nach, vor allem aber in den Geschichtsbüchern meiner älteren Geschwister, die noch aus den zwanziger Jahren stammten. Und da stand etwas ganz anderes, das mir mehr einleuchtete. So begann ich, als ich ein bisschen älter war als Du jetzt, das offizielle Geschichtsbuch zu korrigieren und mit Randbemerkungen zu versehen. Als meine Kameraden dies bemerkten, gaben sie mir, einer nach dem andern, ihre Bücher zur Korrektur. Ich muss mir dabei ziemlich wichtig vorgekommen sein. Ein Risiko war dabei nicht. Denn unser Geschichtslehrer, ein Nazi, der sich streng an das vorgeschriebene Buch hielt, hat nie etwas dazu gesagt, sei es, dass er unsere Aufsässigkeit wirklich nicht bemerkte, sei es, dass er sich lieber nicht auf eine Diskussion einlassen wollte.

Übrigens meinte ich damals wirklich, das, was in den alten Geschichtsbüchern stand, sei die historische Wahrheit. Dabei war es nur eine seriösere, humanere, aber im Kern doch deutschnationale Sicht unserer Geschichte. Ob mein Interesse für Geschichte von diesen frühen Übungen kommt?

**Liebe Lisa,**

nun habe ich noch einmal überlesen, was ich Dir vor Weihnachten geschrieben habe, und stelle mir vor, wie Du Dich , hätte ich Dir dies alles erzählt, verhalten hättest. Wahrscheinlich hättest Du mit jener konzentrierten, ein wenig skeptischen Aufmerksamkeit zugehört, die mir an Dir schon auffiel, als Du noch nicht sprechen konntest, und die ich schon an Deiner Mutter bewunderte. Wahrscheinlich hättest Du die eine oder andere Zwischenfrage gestellt, und zum Schluss hättest Du, knapp und hart, gefragt: «Und Du?» Oder: «Was war mit Dir?» Oder: «Das ist ja alles ganz nett, aber wie standest Du zum NS-Regime?»

Die Antwort darauf wird immer vielschichtiger, je länger ich darüber nachdenke. Was hilft es Dir, wenn ich sage, ich sei, wie übrigens die meisten in meiner Schulklasse, weder ein entschiedener Gegner noch ein kritikloser Anhänger dessen gewesen, was sich damals «Drittes Reich» nannte. Dass die meisten Katzen weder ganz schwarz noch ganz weiss, sondern gescheckt sind, weisst Du ohnehin. Ich muss Dich also noch um Geduld bitten.

Du wärst übrigens auf einer falschen Fährte, wolltest Du meine wenig schmeichelhafte Beurteilung der HJ-Banndienststelle im Storzschen Unterricht als Ablehnung der Hitlerjugend deuten. Dort, «auf dem Bann», sassen vor allem Auswärtige, Bürokraten, Ältere, hauptamtliche Funktionäre zwischen 20 und 35, jedenfalls Leute, die wir nicht kannten und die uns allenfalls lästig wurden, wenn – glücklicherweise selten – der Bannführer sich beim Fähnlein zwei angemeldet hatte, unsere Front abschnitt wie ein Staatsoberhaupt und dann ein paar gestanzte Phrasen von sich gab.

Aber die Jungvolkführer, die ich erlebte, waren für uns etwas ganz anderes. Die gehörten zu uns, waren drei oder vier Jahre älter als wir, kamen, wie wir, aus der «Oberschule», und wir konnten sie in der Vesperpause fragen, was denn im Dienst am Nachmittag (mittwochs und samstags) dran sei: Geländespiel, Sport, Exerzieren, Heimabend, Singen, oder was ihnen sonst eingefallen sein mochte. Da war der ruhige, freundliche Juler Vogelmann aus Reinholds Klasse, dem auch mein Vater vertraute. Wollte ich zu einem Zeltlager, so wollte Vater wissen: «Geht der Juler mit?» Konnte ich dies bestätigen, durfte ich ziehen. Da waren die beiden Brüder Mehrle, der Hans und der Franz, aus einem streng katholischen Elternhaus, auf das man schon aus ihrem oberländisch gefärbten Schwäbisch schliessen konnte. Sie sorgten – und das kam uns gelegen – dafür, dass am Sonntag möglichst kein «Dienst» war, denn da mussten sie zur Messe. Hans, aus der Klasse von Till, war der Forschere, Beweglichere, Lustigere. Er kam aus dem Krieg mit dem Ritterkreuz zurück; Franz, aus der Klasse von Richard, war der Schwerfälligere, weniger Brillante, den ich besonders gern hatte. Er kam nicht aus dem Krieg zurück. Für ihn gab es nur ein Holzkreuz.

Jedenfalls: Ich ging gern zum Jungvolk, ich wäre auch hingegangen, wenn es nicht ab 1937 gesetzliche Pflicht gewesen wäre. Natürlich, manches war lästig, aber schliesslich war an der Schule und sogar am Konfirmandenunterricht das meiste lästig. Manchmal mussten wir viel zu lange in der prallen Sonne exerzieren: «Links um!» «Rechts um!» «Ganze Abteilung kehrt!» «Richt euch!» «Augen geradeaus!» «Zur Meldung – die Augen links!» Das alles war eine leicht komische Imitation des Militärs, wie übrigens auch Aufbau und Organisation des Jungvolks dem Kommiss nachgemacht waren. Die Jungenschaft, das waren etwa fünfzehn Buben, entsprach der Gruppe, der Jungenschaftsführer also dem Unteroffizier, der Jungzug ent-

70 sprach dem Zug, sein Führer dem Leutnant, das Fähnlein der Kompanie. Und über das Fähnlein hinaus dachten wir nicht.

Für Dich, **Liebe Lisa**, könnte es wie eine Ausflucht klingen, wenn ich behaupte, dass für uns die bittere, über Jahre hin ausgetragene Fehde zwischen den beiden Haller Jungvolk-Fähnlein, dem Fähnlein eins und Fähnlein zwei, bei Weitem wichtiger war als das, was wir bei unseren seltenen Heimabenden an «Schulung» über uns ergehen liessen. Dabei gab es keinen erkennbaren Grund für diese Fehde zwischen den beiden Fähnlein, aber sie reichte bis in die Familien hinein: Reinhold war zum Fähnlein zwei gekommen, als der CVJM in die HJ eingegliedert worden war und er sein grünes Hemd – das ich später oft noch anzog, weil es so stabil und bequem war – gegen ein braunes vertauschen musste. Richard wollte, wohl aus Opposition zum grossen Bruder, zum Fähnlein eins, und ich war schon als Neunjähriger wild entschlossen, zum Fähnlein zwei zu gehen, wahrscheinlich auch in Opposition zu Richard. Welche Tragödie, wenn die Fähnlein sich gegenseitig die Wimpel stahlen! Als ich den Wimpel des Jungzugs «Teja» tragen durfte – auch die Jungenschaften hiessen alle nach den gotischen Helden aus Felix Dahns «Kampf um Rom» –, überfiel mich auf dem Heimweg vom Dienst im «Wäldle», das zum Friedensberg hinaufführt, einer der Oberen des anderen Fähnleins. Er war wohl schon sechzehn Jahre alt, und da half es mir nichts, dass ich mich heroisch auf meinen Wimpel warf. Nach einer Minute hatte er, was er wollte. Und ich rannte heulend – und das war einem angehenden Helden keineswegs angemessen – quer durchs Städtchen zu Franz, der mich lächelnd tröstete: «Den kriegen wir wieder.» Die Methode war einfach: Nun klauten wir auf ähnliche Weise einen Wimpel aus dem Fähnlein eins, so dass es schliesslich nach komplizierten Verhandlungen auf diversen Ebenen zu einem Austausch der Wimpel kam.

Aber was haben wir getrieben, wenn wir nicht gerade Wimpel stahlen? Wir haben zum Beispiel Geländespiele gemacht. Ein Teil des Fähnleins musste irgendwo im Wald am Streiflesberg oder bei der Breiten Eiche eine Stellung beziehen, der andere Teil musste, möglichst auf Schleichwegen aus einer unerwarteten Richtung, angreifen. Dann gab es eine kurze Rauferei, bei der es darum ging, dem Feind den Lebensfaden abzureissen. Das war ein Wollfaden, den sich jeder um das rechte (oder war es das linke?) Handgelenk binden musste. War der Faden ab, so war man tot, konnte also nur noch zusehen, wie die Schlacht ausging, das heisst, von welcher Partei am Schluss noch einige am Leben waren.

In den Ferien gingen wir manchmal ins Zeltlager, meistens ein Jungzug, das waren etwa dreissig oder vierzig Buben. Damals gab es noch keine Zelte, die man im Auto mitnahm und geschwind aufstellte, sondern Zeltplanen, die säuberlich auf den Tornister gepackt und geschleppt, später fachgerecht zusammengeknüpft werden mussten, damit es nicht hereinregnete. Zum Aufrichten mussten wir im Wald eine stabile Stange von vorgeschriebener Länge schneiden. Luftmatratzen kannten wir auch nicht, wir holten Stroh vom nächsten Bauernhof, das manchmal nicht ganz reichte, wenn, wie etwa am Goldbachsee bei Waldenburg, der Boden feucht war. Abends zündeten wir ein Lagerfeuer an, brien Würstchen und tranken irgendeinen Kräutertee.

Gab es zwei oder drei Zeltlager in derselben Gegend, so war es üblich, dass sie sich gegenseitig überfielen. So musste nachts Wache geschoben werden, und Du kannst Dir vorstellen, wie es einem Kind in diesem Alter zumute ist, wenn es in stockfinsterer Nacht bei jedem Knacken im Gebüsch befürchten muss, dies sei der Feind, vor dem die warnen waren.

anderen rechtzeitig zu. Ich war meist am Ende eines solchen Zeltlagers alles andere als erholt, sondern hatte das, was ich später meine Erschöpfungsmigräne nannte. Am schlimmsten war's nach dem Zeltlager in der Schmerachklinge. Noch heute erinnere ich mich an den Heimweg. Wir marschierten den ganzen Weg, vom Bühlertal über Sulzdorf und Hessental, drei oder vier Stunden. Mir zersprang fast der Kopf, ich wankte neben den anderen her, wollte aber nicht aufgeben. Zu Hause war ich so erschöpft, dass ich nur noch schrie. Mein Vater steckte mich erst in die Badewanne, seifte mich ab, hüllte mich in ein Badetuch und trug mich ins Bett. Dabei sagte er nur: «So geht das, wenn der Juler nicht dabei ist.» Tatsächlich hatte Juler Vogelmann, dem mein Vater vertraute, im letzten Augenblick abgesagt. Ich wollte dies eigentlich verheimlichen, aber mein Vater hatte ihn im Freibad gesehen mit seiner Freundin.

Am liebsten war es mir, wenn Sport auf dem Programm stand, auch wenn ich nie so gut im Sport war wie Du. Damals hing die Geltung eines Jungen unter seinesgleichen weit mehr von seinen sportlichen Leistungen ab als von seiner Intelligenz oder gar von seinen Schulzeugnissen. Hitler hatte ja befohlen, seine Jugend müsse «flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl» werden. Vom Denken, gar selbständigen Denken, von Lernbereitschaft oder Lernfähigkeit war da nicht die Rede, noch weniger von Toleranz oder gar Humor. Wir sollten brauchbare, verbrauchbare Soldaten werden.

Ein Ausweis von Härte war es, auch im tiefsten Winter in kurzen Hosen und Kniestrümpfen, also blossen Knien, herumzulaufen. Ursprünglich sahen die Uniformen des Jungvolks nur kurze, schwarze Hosen mit Kniestrümpfen vor. Lange Strümpfe galten als schimpflich, weibisch, ja lächerlich. Gegen die nackten, bei zehn Grad unter Null grünlich und bläulich schimmernden Knie ereiferten sich



viele Eltern, auch die meinen, so dass schliesslich für den Winter lange, dunkelblaue Bundhosen eingeführt wurden. Vielleicht zu spät für mich, denn schon mit fünfzehn plagten mich schmerzhafte Entzündungen in beiden Kniegelenken.

Obwohl ich der törichten Mode der nackten Knie, wie die meisten meiner Freunde, auch in Zivil, ausserhalb des Jungvolks huldigte, musste ich mir eingestehen, dass ich weder zäh wie Leder noch hart wie Kruppstahl war und beides auch nie werden würde. Dafür war ich wenigstens ausserordentlich flink. Im Kurzstreckenlauf war ich einer der Besten, und selten in meinem Leben war ich so stolz wie als «Bannmeister» im 60-Meter-Lauf. Und auch als Linksausen im Fussball lag meine Stärke darin, dass ich flink wie ein Wiesel den Verteidigern davonlief oder sie umspielte. Welch ein Glück, wenn sich ein Flankenschuss über den Torwart hinweg ins lange Eck senkte!

Weniger gut war ich in allem, wozu man die Arme braucht, vor allem im Werfen, im Boxen, am Reck. Und klettern konnte ich nie so gut wie Du. Ich lernte es erst, als ich begriffen hatte, dass dazu die Beine viel wichtiger sind als die Arme. Um so deprimierender fand ich es darum, als die Knie ihren Dienst verweigerten. Aber das dauerte glücklicherweise nur etwa ein Jahr.

Die meiste Zeit an den Mittwoch- und Samstagnachmittagen verbrachten wir mit Singen. Wir sind unglaublich viel singend – oder besser: brüllend – marschiert, wahrscheinlich immer, wenn unseren Führern nichts Besseres eingefallen war. Gesungen haben wir alles durcheinander, Hauptsache, es war laut und klang zackig, also abgehackt: «Es steht ei-ne Müh-le im Schwarz-wäl-der Tal, die klappert so leis vor sich hin!» Wir, die Pimpfe, sangen auch – was mir auch erst viel später klar wurde – Studentenlieder:

«Horch, was kommt von draussen rein», «Ein Heller und ein Batzen», wobei uns, den Buben aus Hall, niemand sagte, dass der Heller die Münze war, die in der Reichsstadt Hall geprägt wurde. Und dann natürlich soldatische Lieder: «Fern bei Se-dan, wohl auf der Hö-he, stand ein Piii-onier auf Wacht, neben sei-nem Ka-me- raaa-den, den die Kuhuhugel tödlich traf». Sogar zum Marsch «Alte Kameraden» haben wir einen unendlich langen Text auswendig gelernt.

Nicht einmal Seemannslieder waren vor uns sicher, obwohl kaum einer von uns je ein Schiff gesehen hatte, das grösser war als ein Bodenseedampfer: «Wir laggen vor Ma-da-gaskar und hatten die Pest an Bord».

Aber so wie wir Völks- und Studentenlieder abhaspelten, so brüllten wir auch Nazi-Lieder. Nicht jenes offizielle Reichs-Jugendlied, das der Reichsjugendführer Baldur von Schirach selbst kreiert hatte: «Vorwärts, vorwärts, schmettern die hellen Fanfaren». Dieses Lied war so kompliziert, dass wir es nie lernten, und wo immer es gesungen werden musste, waren peinliche Pannen vor auszusehen. Aber wir sangen ein altes Lied der Arbeiterbewegung einfach mit neuem Text. Statt «Brüder, zur Sonne, zur Freiheit!» hiess es jetzt: «Brüder in Zechen und Gruben». Oder wir sangen: «Es zittern die morschen Knochen der Welt vor dem grossen Krieg...» mitsamt dem Schluss: «Und heute, da hört uns Deutschland, und morgen die ganze Welt.» Wir im Fähnlein zwei haben wirklich gelernt: «Da hört», nicht «gehört», aber das war sicher von Ort zu Ort verschieden. Ob uns einst die ganze Welt hören oder gehören sollte, lächerliche Nuancen, die seltsamerweise das Ausland interessierten, entschied jeder Fähnleinführer nach eigenem Gutdünken. Und wenn der Juler oder der Hans uns gesagt hätten, es heisse «gehört», dann hätten wir durch die Strassen des alten Städtchens gebrüllt: «Und heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt!»

Wir haben auch ein antisemitisches Lied gesungen. Ich weiss gar nicht mehr, wie es anfang, wohl aber, und das ist wichtiger, wie es aufhörte: «Ob sie uns schikanieren, das macht uns gar nichts aus, Parole, sie lautet, die Juden hinaus». Natürlich kannte keiner von uns einen Juden, der ihn schikaniert hatte. Aber verstanden wir denn alles in den Studenten- oder Soldatenliedern? Wir sangen, ohne nachzudenken, alles durcheinander, weil man beim Marschieren singen musste, und wir sangen kräftig, damit niemand sagen konnte, das Fähnlein eins singe lauter.

Eher harmlos waren dagegen die wenigen Heimabende draussen auf der Kombokurg, wo wir übrigens auch mit Begeisterung Staffelläufe im Wehrgang rund um die alte Klosterburg austrugen. Wer sollte uns denn schulen? Die fünfzehn- oder sechzehn-jährigen Jungzugführer? Für sie war es bequemer, eine Geschichte vorzulesen – noch besser vorlesen zu lassen – oder im Zweifelsfall eben zu singen. Ich erinnere mich nur an einen Schulungsversuch, bei dem ein Text des Wahldeutschen Houston Stewart Chamberlain zugrunde gelegt war, dessen Buch über die Grundlagen des 19. Jahrhunderts ich später nach wenigen Seiten resigniert beiseitegelegt habe. Aber da der Name H.St. Chamberlain abgekürzt war, antwortete einer unserer katholischen Kameraden auf die eher rhetorische Frage, von wem der Text sei: «Vom Heiligen Sankt Schamberlein». Solche Erfahrungen waren sicher für die Banndienststelle wenig ermutigend.

Wahrscheinlich hat erst der Wettstreit zwischen den beiden Fähnlein das Jungvolk interessant gemacht. Vielleicht braucht ein System, das nur eine Meinung dulden will, solche systemfremden Polarisierungen, damit es nicht an Langeweile zugrunde geht. Das erwies sich in Schwäbisch Hall, als, wohl im zweiten Kriegsjahr, der Streit zwischen den Fähnlein so ausser Kontrolle geriet, dass per Ukas des

76 Kreisleiters beide Fähnlein aufgelöst und mit gut gemischten Pimpfen ganz neue Fähnlein aufgebaut wurden. Damit war die Zeit des Haller Jungvolks zu Ende. Was noch folgte, war Routine.

Mir selbst wurde bei dieser Zwangsgründung aus der Konkursmasse der beiden Fähnlein die Würde eines Jungzugsführers zuteil. Eigentlich war dies mein Traum gewesen. Ich war als Pimpf ehrgeiziger als jemals später. Als ich, wohl mit dreizehn, das rotweisse Schnürchen eines Jungenschaftsführers tragen durfte, kannte ich mich kaum vor Stolz. Aber jetzt, wo es die alten Fähnlein nicht mehr gab, lockten mich keine Chargen mehr. Ich trat nach wenigen Wochen vom Jungvolk zur HJ-Spielschar über, wo ich dann blieb, bis ich im September 1943 Flakhelfer wurde.

*7. Januar 1994*

**Liebe Lisa,**

Du bist es von klein auf gewohnt, dass in die Kirche geht, wer in die Kirche gehen will, und dass dies niemanden sonst etwas angeht, zuallerletzt die staatlichen Behörden. Du würdest Dir Ratschläge oder gar Vorschriften dazu verbitten, auch von Deinen Grosseltern.

So einfach war das nicht zu der Zeit, als ich konfirmiert wurde. Damals tobte in Deutschland der Kirchenkampf – nein, er tobte eigentlich nicht, zumindest nicht in Hall, er war wie ein unterdrücktes, halb ersticktes Feuer, das immer ein bisschen rauchte und manchmal irgendwo aufflackerte. Schon 1933 hatten die Nazis versucht, die evangelische Kirche – und damals waren zwei Drittel Deutschlands evangelisch – für sich einzuspannen, gleichzuschalten. Sie wollten aus den vielen Landeskirchen, die es heute noch gibt, eine einzige, dem «Führer» treu ergebene

Reichskirche machen. Werkzeug dafür waren die Leute, die sich «Deutsche Christen» nannten, ein seltsamer Name, denn wir alle waren schliesslich Deutsche und Christen. Dagegen wandten sich, vor allem ab 1934, die Männer – es waren wirklich fast ausschliesslich Männer – der Bekennenden Kirche. Vielleicht hast Du von Martin Niemöller, Dietrich Bonhoeffer, Gustav Heinemann, Kurt Scharf, Helmut Gollwitzer oder Karl Barth schon gehört. Das führte in den meisten Landeskirchen zur Spaltung. Dann mussten sich alle entscheiden zwischen den Deutschen Christen und der Bekennenden Kirche.

Bei uns in Württemberg blieb die Spaltung aus. Einmal waren die DC-Leute, wie wir sie nannten, nicht stark genug, zum anderen neigt schwäbisches Temperament weniger zum «Entweder-Oder» als zum «Sowohl-Als-auch». Man nannte das dann eine «intakte Kirche». Zu diesen Kirchen gehörte auch die bayerische, die ja nicht allzuweit östlich von Hall beginnt. Liefen im Norden die Fronten erst einmal zwischen DC und Bekennender Kirche, so musste im Süden, wer eine andere oder gar keine Kirche wollte, schon die ganze Kirche angreifen, auch unseren Bischof Theophil Wurm, der als strammer Deutschnationaler 1933 die «nationale Erhebung» überschwänglich begrüsst hatte, jetzt aber nicht mit sich darüber feilschen liess, ob der Herr der Kirche Jesus Christus oder Adolf Hitler heissen sollte.

Ich habe von diesem Kirchenkampf – und das mag Dich wundern – im Jungvolk weniger gemerkt als in der Schule, in der Schule weniger als daheim im Elternhaus.

Im Jungvolk spürten wir davon deshalb kaum etwas, weil unsere Führer häufig selbst zu einer der Kirchen hielten. Manche übernahmen sogar ihre Positionen nur unter der Bedingung, dass man sie mit Kritik an ihrer religiösen

78 Überzeugung verschone. Und auf der Banndienststelle, wo man geeignete Fähnleinführer oder Jungmädelführerinnen auch nicht backen konnte, musste man sich damit abfinden. So gab es auch kaum Konflikte, obwohl beide, Kirche und Jungvolk, auf unsere Mitarbeit Anspruch erhoben. Mittwochs und samstags war «Dienst» im Jungvolk, dienstags und freitags Konfirmandenunterricht – übrigens zwei Jahre lang! –, und sonntags konnten wir, wenn nicht gerade eine Grossveranstaltung, etwa ein Sportfest, angesetzt war, ungehindert in die Kirche gehen.

In der Schule waren wir schon eher Spannungen ausgesetzt. Dass es Lehrer gab, die, wie Storz, Lang, Frömmeyer oder Maierhausen, demonstrativ zu ihrer Kirche hielten, andere, die, obwohl Mitglieder der Kirche, wenig mit ihr anfangen konnten, und wieder andere, die aus der Kirche ausgetreten waren und gerne einmal gegen ein Dogma stichelten – das war wohl damals nicht anders als heute. Auch dass es zum Religionsunterricht eine Alternative gab, unterscheidet die Schulen von 1940 nicht von vielen des Jahres 1994. Wohl aber, wie diese Alternative angelegt und gemeint war. Der «Weltanschauungsunterricht» hatte die staatlich geförderte und geforderte, also die «richtige» Weltanschauung zu vermitteln. Zwar wusste niemand so ganz genau, worin denn nun die «nationalsozialistische Weltanschauung» bestand, und das gab den Lehrern, die dieses Fach erteilten, einen gewissen Spielraum, der von plumper NS-Propaganda bis zu einer Art von Ethikunterricht reichte. Aber wenn ein totalitärer Staat seine eigene Ideologie zum Unterrichtsfach erhebt, dann steht dahinter Druck: Wer im NS-Staat Karriere machen wollte, musste seine Kinder in den «Weltanschauungsunterricht» schicken, und wer dies nicht tat, zeigte damit, dass er in einem wichtigen Punkt nicht linientreu war. Solange eine grosse Mehrheit sich weigerte – und so war es in unserer Klasse, obwohl es spezielle Gründe gegeben hätte, uns vom Reli-

gionsunterricht abzumelden –, musste sich die Partei damit abfinden. Wo das nicht mehr so war, konnte der Druck auf Eltern und Kinder schwer erträglich werden. Da wurde aus der gewünschten Wahrheit die verordnete.

Wer nicht in den Religionsunterricht ging und sich auch nicht konfirmieren lassen wollte, für den gab es die Jugendweihe, die eine ähnliche Funktion hatte wie später in der DDR: Die Vierzehnjährigen wurden feierlich auf die herrschende Ideologie verpflichtet.

Ich war zu keiner Zeit in Versuchung, diesen bequemen Weg zu gehen. Nicht weil mein Glaube so felsenfest gewesen wäre, ganz sicher nicht. Was man meine religiöse Erziehung nennen könnte, war nicht eben erfreulich. Gab es so etwas überhaupt? Sicher, meine Mutter hat mit uns Kindern gebetet, oft jene ebenso unausrottbaren wie albernen Gebete wie «Lieber Gott, mach mich fromm, dass ich zu Dir in den Himmel komm'«. Sie hat uns gelegentlich, aber ganz selten, etwas aus der Bibel erzählt, etwa die Geschichte von Nikodemus. Im Übrigen hat sie uns in den Kindergottesdienst geschickt.

Dort ging ich gerne hin, weil ich das kleine Blättchen, das wir dort bekamen, mit jenem Eifer sammelte, der Kinder dieses Alters auszeichnet. Das Wichtigste am «Jugendfreund» war das Suchbild auf der letzten Seite. Im Kindergottesdienst – er fand im Class-Gebäude neben der Kirche statt – erzählte uns ein Angestellter der Kreissparkasse Geschichten aus dem Alten und dem Neuen Testament. Am meisten gepackt hat mich das Los jenes Joseph, dessen elf ältere Brüder den Jüngsten, den Liebling des Vaters, loshaben wollten.

Wenn ich heute die süßlich-kitschigen Jesusbilder in meinem Neuen Testament von damals sehe, dann fällt mir ein, was es für ein Jesus war, der uns nahegebracht wurde. Er

80 war der Gottessohn, der immer mit Heiligenschein auftrat. Er wusste immer alles im Voraus, hätte auch immer alle Widersacher wegfegen können, aber er musste ja so tun, als sei er ein Mensch, denn das war sein Auftrag. Kein Wunder, dass ich mich für diesen verkleideten Gott, diesen entsagungsvollen, schlaunen Schauspieler, nicht erwärmen konnte. Im Grunde zählte auch nicht, was er zu leiden hatte, denn er wusste ja genau, dass er nur auf die Probe gestellt werden sollte und dass alles gut ausging. Kurz: Was mir da ein redlicher Pietist beibringen wollte, hat mich nicht nur kaltgelassen, sondern, schlimmer, mir den Zugang zu diesem Jesus auf viele Jahre versperrt. Im Konfirmandenunterricht haben wir viel auswendig gelernt, den ganzen württembergischen Katechismus, aber niemand hat mir klargemacht, was sich die frühen Christen dabei gedacht haben könnten, als sie vom «wahren Menschen» sprachen, in dem ihnen auch der «wahre Gott» begegnete. Und der Religionsunterricht war eine einzige Peinlichkeit.

So war mein Christentum eine ziemlich vage Angelegenheit und bestand zur einen Hälfte aus einem konventionellen Gottesglauben, zur anderen aus Widerwillen gegen die Leute, die jetzt gegen die Kirche hetzten. Wahrscheinlich schlagen sich junge Leute, solange sie nicht ganz verbogen sind, lieber auf die Seite des Verfemten und Hilflosen als auf die übermütiger Autoritäten, zumal wenn sie so Dürftiges und Wirres zu bieten haben wie die Nazis mit dem, was sie ihre «Weltanschauung» nannten.

Erst nach dem Krieg, vor allem in Bern, wo ich viel Karl Barth, aber auch im Neuen Testament las und den altkatholischen Kirchenhistoriker Arnold Gilg kennen- und verehren lernte, wurde mir der Geburtsfehler meiner christlichen Erziehung bewusst. Zum Glück war ich noch jung genug, um darüber hinwegzukommen.



Manchmal beneide ich Euch, meine Enkel, um die herrlichen Bilderbibeln für Kinder, die man Euch schenken kann. Da ist um Jesus kein Heiligenschein mehr, da ist er ein Mensch wie wir, und die Bilder sind so gelungen, dass ich manches davon ins Zimmer hängen möchte, schon der Farben wegen. Die Autoren haben offenbar begriffen, dass nur wer den Menschen Jesus entdeckt hat, schliesslich auch verstehen kann, was den Alten einfiel, um diesen Menschen zu deuten.

Am meisten wurde der «Kirchenkampf» bei uns zu Hause diskutiert. Nicht von meinem Vater, der da eher Zuschauer war und den keine von beiden Seiten überzeugte, wohl aber von meiner Mutter. Als Tochter eines Pfarrers fühlte sie sich persönlich beleidigt, wenn irgendein Parteiredner wieder einmal über «die Kirche» oder gar «die Pfarrer» herzog. Sie hielt dann mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berg. Eines Tages erschien im Haus auf dem Friedensberg Dekan Roller, ein kleiner, stämmiger Herr mit einem eckigen Charakterschädel, der gelegentlich sein Eisernes Kreuz Erster Klasse anlegte, um den Parteioberen zu signalisieren, dass er keines Nachhilfeunterrichts in Patriotismus bedürfe. Er wollte sich bei meiner Mutter offiziell dafür bedanken, dass sie einem dieser Parteischwätzer in einer Versammlung der «Frauenshaft» öffentlich und, wie es nun einmal die Art meiner Mutter war, leidenschaftlich widersprochen hatte. So etwas war damals auch bei Männern nicht mehr üblich, und dass eine Frau es gewagt hatte – dazu noch eine ziemlich junge, denn meine Mutter war damals nicht älter als die Deine jetzt –, war eine kleine Sensation, die sich rasch in der ganzen Stadt verbreitete. Kein Wunder, dass Deine Urgrossmutter nach dem Krieg als erste – und lange auch einzige – Frau in den Haller Stadtrat gewählt wurde.

82 Dabei war meine Mutter alles andere als eine prinzipielle Gegnerin des Systems. Das wusste auch der Kreisleiter, und so blieb es meist bei Ermahnungen, die meine Mutter eher zum Widerspruch als zum Kuschen veranlassten.

Natürlich nahm auch der Kirchenkampf manchmal Züge einer Provinzposse an, vor allem durch die Aktivität eines Lehrers, dessen Namen ich auch verschweige, weil er viele sympathische Kinder hatte, die ich nicht mehr beschweren will. Er hatte es, wie viele Nazis, vor allem auf das Alte Testament, das «Judenbuch», abgesehen. Viele Nazis waren über den Antisemitismus zur antichristlichen Agitation gekommen, und in der Tat ist das Alte Testament zuerst einmal ein Buch von Juden für Juden. Es gab auch nur den Juden Jesus, nicht den heldischen Arier, den manche Deutsche Christen sich malten. Als dieser Lehrer, der gleichzeitig «Kreisredner» war, auf gut schwäbisch über «Mose, den Saudackel» lästerte, brachen meine Mutter und ihre Nebensitzerin in ein so lautes und anhaltendes Gelächter aus, dass wieder eine Vermahnung fällig wurde. Und diesmal amüsierte sich die Stadt doppelt, einmal über den biblischen «Saudackel», zum anderen über das fassungslose Gelächter der respektlosen Frauen.

*10. Januar 1994*

**Liebe Lisa**, fast alles, was ich Dir aus meiner Kindheit und Jugend zu erzählen habe, spielt in Schwäbisch Hall. Erst der Militärdienst hat mich aus der stolzen Reichsstadt herausgerissen. Dass Deine Grosseltern auf ihre alten Tage nach Hall zurückgekehrt sind, zeigt, wie sehr sie an ihrer Heimatstadt hängen.

Heimat – das klingt ziemlich altmodisch. Immerhin konnte sogar Ernst Bloch mit diesem Wort etwas anfangen. Auch für ihn war es vor allem das Land der Kindheit. Aber was heisst dies? Dass Häuser, Treppen, Gassen, Türme, Kirchen, Tore, Steine, Bäume zu uns sprechen, Erinnerungen wecken an die Kindheit. Auf dem Galgenberg, den viele Haller Friedensberg nennen – seit 1811 die Württemberger den städtischen Galgen abgerissen hatten –, verlaufen die Wege heute noch genauso wie 1935, als wir morgens durch das Wäldchen hinunter in die Schule rannten. Der Ahorn, den ich rammte, als ich radfahren lernte, ist zwar viel grösser geworden, die Schramme ist nun viel höher, aber sie ist noch sichtbar. Das Rondell, wo wir Prellball gespielt haben, manchmal auch Fussball, ist noch genauso wie damals. Von den Sandkästen rund um die Linde in der Mitte des Rondells sind nur noch ein paar Randsteine zu sehen; einige davon haben die Wurzeln der Linde schräg in die Höhe getrieben. Aber wenn ich nur ein bisschen mit dem Schuh am Boden kratze, dann kommt der Sand hervor, in dem meine kleinen Schwestern ihre Burgen und Kanäle bauten.

In dem grossen Garten, wo Dein Grossvater jetzt Tomaten und Zucchini zieht, hat er kürzlich beim Umgraben die Sandplatten eines Weges entdeckt, den er vor mehr als fünfzig Jahren angelegt hatte – Archäologie in eigener Sache.

Und die Stadt selbst – für mich immer das, was innerhalb der Stadtmauer lag –, sie ist fast noch so, wie ich sie als Kind erlebt habe, nur schöner, denn inzwischen haben die Haller manches Fachwerk, manche Teile des Stadtgrabens oder der Stadtmauer wieder sichtbar gemacht, die dickfellige Beamte im 19. Jahrhundert hatten übertünchen, zuschütten oder überbauen lassen. Das barocke Rathaus, von dem nur noch die Fassaden standen, als ich aus dem Krieg heimkam, schaut wieder so stolz wie früher zum romani-

schen Turm der Michaelskirche hinauf, zu der Kirche, in der ich konfirmiert und getraut wurde. Dazwischen liegt der Marktplatz, wo die Bäuerinnen aus dem Hohenloher Land heute noch Dahlien und Herbstastern aus ihren Gärten feilbieten, was mich als Kind dazu veranlasste, die Mutter auf den Markt zu begleiten. Und oben am Marktplatz, zur Kirche hinauf, beginnen die 52 Stufen der Freitreppe, die wir einmal, als viel Schnee lag, mit dem Schlitten herunterfahren – nur einmal, denn das Tempo war so beängstigend, dass wir nur mit Mühe links am Rathaus vorbei das Schuhbäck-Gässle hinabsteuern konnten.

Es klingt natürlich arg provinziell, wenn ich behaupte, ich hätte nirgendwo einen schöneren, geschlosseneren Marktplatz gesehen. Aber zum einen bin ich mit dieser Meinung nicht ganz allein, zum anderen hat das eben mit dem zu tun, was man Heimat nennt: Für mich gibt es keinen Platz, der mein Raumgefühl so befriedigt und überdies so exemplarisch Mittelpunkt einer Stadt ist: Denn nicht nur Rathaus und Kirche stehen sich ganz eigenständig gegenüber, das Rathaus im Westen, die Kirche im Osten, auch die Bürgerhäuser im Norden und im Süden können sich gegen beide durchaus behaupten, sogar die jüngeren aus dem 18. Jahrhundert, die, wie das Rathaus, nach dem grossen Brand von 1728 gebaut wurden. Der Pranger am Marktbrunnen erinnert mich an jene Neunhundertjahrfeier der Stadt, als, um Historie lebendig zu machen, ein geduldiger Haller sich die eiserne Halskrause anlegen und mit Tomaten und Eiern bewerfen liess.

Dass es im NS-Staat andere, brutalere Formen des mittelalterlichen Prangers gab, merkte ich dort ein paar Jahre später, es war wohl 1942, als ich über diesen Marktplatz ging: Da war gerade ein kahlköpfiges Mädchen dabei, seine Haare zusammenzukehren. Es war, wie eine Tafel verkündete, geschoren worden, weil es sich «mit einem

polnischen Fremdarbeiter eingelassen» hatte. Das sollte abschreckend wirken, und das tat es wahrhaftig. Aber wovon? Dass dies ein widerliches Schauspiel war, spürten die meisten. Fast niemand blieb stehen und gaffte, alle, auch ich, drückten sich schweigend vorbei. An derselben Stelle sass dann im Mai 1945 der Kreisleiter, von den Siegern zur Schau gestellt.

Übrigens hat dieses Hall erst in der Nazizeit seinen offiziellen Namen bekommen: Die Stadt der Salzsieder war schon zu staufischen Zeiten das schwäbische Hall genannt worden, obwohl seine Einwohner Franken waren und ihren hällisch-hohenlohischen Dialekt bis heute pflegen, etwa bei den Siedersfesten. Aber es lag im Heiligen Römischen Reich am Nordrand des «Schwäbischen Kreises». Diese Einteilung in Kreise blieb bis zum Ende des Reiches wichtig, vor allem, wenn der Kaiser Soldaten brauchte. Aber der offizielle Name blieb Hall – bis schwäbische Nazis fanden, es müsse offiziell Schwäbisch Hall heissen.

Und das soll so gekommen sein: Als Hitler auf einer Grosskundgebung auf dem Cannstatter Wasen reden wollte, zwickten Arbeiter die Übertragungskabel ab. Es dauerte einige Zeit, bis der brüllende Führer bemerkte, dass nur noch wenige seine kostbaren Worte hören konnten. Aber dann packte ihn eine solche Wut, dass er es den Schwaben heimzahlen wollte. Das alte Württemberg sollte ausgelöscht, sein nördlicher Teil sollte einem Grossgau Franken zugeschlagen werden, auch Hall und das Hohenloher Land. Um dem vorzubeugen, machten die Stuttgarter Nazis Hall offiziell zum Schwäbischen Hall. Auch solche Grotesken gehören zu den zwölf Hitler-Jahren.

Die Haller hätten ihre Stadt auch dadurch vor Verwechslung mit Hall in Tirol bewahren können, dass sie es mit dem Namen des Flusses verbunden hätten, an dem das

fränkische Hall liegt. Der Kocher ist zwar kein so bedeutender Strom wie der Neckar, an dem Du aufgewachsen bist, aber doch einer seiner stattlichen Nebenflüsse, ohne den auch die Salzsiederei nicht floriert hätte. Denn auf dem Kocher wurde das Holz herangeflösst, von Süden, aus den Limpurger Bergen, mit dem in 111 Pfannen die Salzsole gesotten, verdunstet wurde, bis das kostbare Salz übrigblieb, das die Sieder bis nach Strassburg und Heidelberg verfrachteten.

Vielleicht war in meiner Kindheit ein Fluss noch etwas anderes als heute. Ich habe im Kocher schwimmen gelernt, denn ein Freibad mit einem Becken gab es erst später, als ein Haller aus Amerika seiner Stadt das Geld dafür spendete. Wie stolz war ich, als ich zum erstenmal ohne Schwimmgürtel den Fluss überquert hatte. Dass er schon damals ziemlich schmutzig war, zumal die Abwässer weiter südlich einfach in den Fluss geleitet wurden, hat uns nicht gestört, auch nicht, dass wir wieder ganz verschwitzt waren, bis wir eine halbe Stunde zu Fuss von den Kocherwiesen über die Unterlimpurg zurück auf den Friedensberg getrottet waren.

Auch im Winter war der Kocher wichtig. Denn unter der Henkersbrücke war der einzige Ort, wo wir Schlittschuh laufen konnten. In meiner Erinnerung ging das jeden Winter, aber da kann ich mich irren. Mein Vater war ein eleganter Schlittschuhläufer, und er gab sich grosse Mühe, aus mir etwas ähnliches zu machen, mit mässigem Erfolg. Ich fürchtete das Getümmel, wo die Kleinen schon Glück hatten, wenn sie nicht umgeworfen wurden. Und ich hasste die kalten Füsse, mit denen für mich das Schlittschuhlaufen verbunden war. Denn damals mussten wir die Schlittschuhe noch mühsam an unsere Strassenschuhe anschrauben.

Unheimlich wurde der Kocher bei der Schneeschmelze. Wenn das Eis aufbrach und die Eisschollen sich stiessen, sich stauten, mit Wucht auf Brückenpfeiler prallten, ans Ufer gedrückt und mit Getöse übereinandergeschichtet wurden, konnte ich mich nicht satt sehen. Dabei war es gar nicht ausgemacht, dass alle Brücken der Gewalt der Schollen standhielten. Der hölzerne Theatersteg – er war da, wo Du mit Deinen Geschwistern heute von einem der riesigen Steinblöcke zum anderen hüpfst – wurde fast jedesmal mitgerissen.

Überhaupt die Brücken, sie hatten es mir angetan, vor allem die uralten überdachten Stege aus Holz, die zum Unterwöhrd führen, und der Steinerner Steg, der seit Jahrhunderten zwei Kocherarme überquert. Da gab es schon damals Enten und Schwäne, die sich füttern liessen, und im Sommer tanzten da die Sieder in ihren Trachten, so wie sie es heute tun. Im Übrigen gehörte damals die Stadt nicht den Autos, sondern den Kindern. Auf dem Holzmarkt, also zwischen Langenfelder Tor und Class-Gebäude, wo heute Autos und Busse parken, sind wir Schlitten gefahren. Unten vor der Strasse war Asche gestreut, damit wir rechtzeitig halten sollten. Aber wenn es frisch geschneit hatte, trug uns der Schlitten darüber hinweg den Schuppach hinunter bis zur Marktstrasse. Im Sommer wurde nicht nur auf dem Holzmarkt Fussball gespielt – das Tor war das ehrwürdige Langenfelder Tor, durch das einst die Salzwagen Richtung Nürnberg führen –, auch auf dem Haal, in der Gelbinger Gasse, und wo wir nicht hinter dem Ball herjagen durften, geschah es meist nicht aus Furcht vor Autos, sondern vor Bürgern und vor allem Bürgerinnen, die um ihre Fensterscheiben bangten. Besonderen Spass machten mir die – allerdings seltenen – Stadtgeländespiele im Jungvolk, immer in der Abenddämmerung. Da sind wir durch Winkel der alten Stadt geschlichen oder gekrochen, die uns bisher verborgen geblieben waren, am Scharfrichterturm, am Win-

zerturm, im Weiler, im Froschgraben. Später, als wir anfangen, Mädchen nachzuschauen, flanieren wir durch die Neue Strasse. Alles, was in Hall «neu» heisst, ist uralt. Die Neue Strasse war nach dem Brand von 1728 kerzengerade von der Henkersbrücke den Hang hinauf in Richtung Marktplatz gebaut worden, sie wurde so etwas wie die Hauptstrasse, die Geschäftsstrasse, aber auch die Strasse, auf der man sich sehen liess – so man es wollte. Und wir, Pennäler von kaum vierzehn Jahren, wollten, vor allem nach dem «Dienst» im Jungvolk. Die Ecken, an denen wir uns den Titel «Eckensteher» erwarben, sehen heute noch genauso aus wie damals, nur werden heute, wo seinerzeit eine Metzgerei war, Süssigkeiten angeboten, wo der alte Helmreich seine Bücher verkaufte, sind jetzt Kinderkleider zu haben.

So gehöre ich zu den wenigen Menschen, die nicht nur das Glück haben, da aufzuhören, wo sie angefangen haben, sondern zu den noch selteneren, die ihren Heimatort noch so antrafen, wie sie ihn in Erinnerung hatten. Da gibt es natürlich, auf der Höhe im Osten und im Westen, ganz neue Stadtteile, und der Friedensberg, früher am Rande der Stadt, liegt jetzt eher in der Mitte, aber der Stadtkern, die alte Reichsstadt im Kochertal ist weder von Bomben noch von Bürokraten zugrunde gerichtet worden. Und diese Stadt spricht zu mir. Sie spricht von meiner Kindheit, und je mehr ich mich in ihre Geschichte vertiefe, auch von den letzten tausend Jahren.

*14. Januar 1994*

**Liebe Lisa**, das Wort «Krieg» hat mich als Kind immer wieder erschreckt. Nicht so sehr, wenn die Älteren uns ermahnten, im (letzten) Krieg wären sie froh über das Stückchen Brotrinde gewesen, das wir wegwarfen. Das hat uns



als Kinder sowenig berührt, wie sich Deine Mutter von ähnlichen Hinweisen ihrer Eltern bewegen liess. Nein, immer wieder wurde vom kommenden Krieg gemunkelt. Jedemal hat mir dies Furcht eingejagt, vor allem dann, wenn mein Vater das Wort aussprach. Schon den Sechsjährigen hat es in wirren Kinderträumen zittern lassen. Verstanden habe ich dies alles erst vom September 1938 an.

Die Aufrüstung, die seit 1935 offen betrieben wurde, bemerkten wir sehr wohl. Im Haller Vorort Hessental entstand ein Militärflugplatz, und da unser Haus genau westlich der Startbahn lag, brumnten die schweren Propellermaschinen beim Start oft so tief über unser Haus hinweg, dass das Geschirr im Schrank klirrte. Uns Buben machte das Spass, nicht nur Richard, für den dieser Flugplatz ein Geschenk war. Niemals später kannte ich mich so genau aus in Flugzeugtypen. Es fing an mit den scheinbar so plumpen, aber grundsoliden Ju 52, dann kamen die Heinkel He 111, die Do 17, aber das interessiert Dich, **Lisa**, heute nicht mehr.

Jedes Jahr im März warteten wir auf den nächsten aussenpolitischen Coup, und tatsächlich, nur 1937 blieb er aus. Jedemal wunderte sich mein Vater darüber, dass sich die Westmächte dies gefallen liessen, auch 1938, als sie den Anschluss Österreichs geschehen liessen, den sie bis dahin strikt untersagt hatten.

Nach der Angliederung Österreichs spürten alle, in Deutschland und ausserhalb, dass nun die Tschechoslowakei «dran» war. Ihre tschechischen Kerngebiete waren nun auf drei Seiten von deutschem Territorium und damit auch von deutschen Armeen umgeben. Und schon verlangte Hitler von Prag die überwiegend deutsch besiedelten Randgebiete des Landes, man nannte sie, etwas ungenau, das Sudetenland. Dabei sagte uns Kindern niemand, dass

in Böhmen und Mähren nun einmal seit Jahrhunderten Deutsche und Tschechen und übrigens auch Juden friedlich zusammenwohnten und dass die rein deutschen Gemeinden noch seltener waren als die rein tschechischen. Jeden Tag kamen Nachrichten darüber, wie die bösen Tschechen die armen Deutschen drangsalierten, ja schliesslich ausser Landes trieben. Nicht einmal einem Zwölfjährigen blieb verborgen, dass dies alles, ob es genau stimmte oder nicht, für die Tschechen Schlimmes ankündigte. Mein Vater, der sich, wie die weitaus meisten Deutschen – und Österreicher – über den «Anschluss» gefreut hatte, fürchtete, diesmal werde Hitler nicht mehr ohne Krieg bekommen, was er wollte.

So kaufte er zum erstenmal ein Radio. Wennn mein sparsamer Vater etwas kaufte, dann musste es etwas «Richtiges» sein. Also bestaunten wir irgendwann Mitte September 1938 einen Blaupunkt, der etwa die Hälfte eines Monatsgehalts kostete, liessen uns faszinieren vom Flackern des hellgrünen magischen Auges und probierten natürlich aus, was es da alles zu hören gab, auf Mittelwelle, Kurzwelle, Langwelle; UKW gab es noch nicht. Der Blaupunkt lieferte alles, wonach das Herz verlangte, klassische Musik, Schlager, Jazz – ja, das war für uns noch etwas ganz Neues, wo hätten wir das vorher hören sollen? Richard und ich konnten jetzt Fussball-Länderspiele hören, ja hören! Wenn da der Szepan nach Linksaussen zu Urban einen Ball gab und dieser Kuzorra auf den Kopf flankte, das haben wir alles geradezu gesehen, so wach war unsere Phantasie noch. Und ich glaubte zuerst sogar, diese seltsamen Namen seien einfach besonders vornehm, wie sich das für einen Nationalspieler gehöre. Später erst erfuhr ich, wie die vielen polnischen Namen über Schalke in die Nationalmannschaft gekommen waren.

Nachrichten gab es eben nicht nur aus Stuttgart, sondern auch aus Beromünster in der Schweiz, aus Strassburg und

Luxemburg. Auch wenn ich vieles noch nicht verstand, das hörte sich anders an als die Nachrichten des «Drahtlosen Dienstes», die damals nicht zu jeder Stunde, sondern morgens, mittags und abends ausgestrahlt wurden.

Während nach den offiziellen Nachrichten regelmässig eine schliesslich etwas ausgeleierte, krächzende Platte mit dem Egerländer Marsch aufgelegt wurde – ich kann ihn heute noch pfeifen –, klangen die Meldungen aus Strassburg oder Luxemburg ebenso nüchtern wie gedämpft. Da waren die Sudetendeutschen keine harmlosen Opfer, sie konnten die Tschechen durchaus auch ärgern. Und da war die Tschechoslowakei keineswegs jenes Völkergefängnis, in dem Deutsche, Ungarn und sogar Slowaken schmachteten, sondern ein Land, in dem es sich leben liess, in mancher Hinsicht besser als in Deutschland. Wahrscheinlich habe ich den offiziellen deutschen Nachrichten mehr geglaubt als denen aus Bern oder Strassburg, aber ich lernte langsam, kritisch hinzuhören.

Als dann gegen Ende September die Meldung kam, in München würden sich die Regierungschefs aus Deutschland, Frankreich, England und Italien treffen, blieb mein Vater ausnahmsweise bis tief in die Nacht auf. Vielleicht habe ich auch unruhig geschlafen, jedenfalls erinnere ich mich daran, wie er gegen zwei oder drei Uhr die Treppe heraufkam und müde, aber erleichtert zu meiner Mutter sagte: «Es gibt Frieden.»

Das haben damals fast alle geglaubt. Selten gab es Tage von so unbeschwerter Heiterkeit, in der Schule und zu Hause, wie in der Woche, die auf das Münchner Abkommen folgte. Hitler erklärte sogar, nun habe er keine territorialen Ansprüche mehr in Europa. Das weiss ich deshalb noch so genau, weil ich meinen Vater fragte, was denn «territorial» bedeute.

Wie weit nazistische Massstäbe und Vorurteile in mich eingedrungen waren, schliesse ich heute daraus, dass ich einen Mann wie Neville Chamberlain einfach nicht ganz ernst nehmen konnte, und dies nur, weil dieser dünne, etwas hölzerne alte Herr einen altmodischen Stehkragen trug und immer seinen Regenschirm bei sich hatte. Wie sollte dieser müde Mann mit dem Regenschirm sich gegen die strammen Herren aus Deutschland und Italien in ihren massgeschneiderten Uniformen behaupten können? Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sich die Macht eines Weltreichs – und damals gab es noch das britische Weltreich – so durch und durch zivil repräsentieren liess.

Aber vielleicht war das nicht nur nazistisches Lerngut, wahrscheinlich fanden kleine Buben schon im Ersten Weltkrieg, der stramme Kaiser, der täglich dreimal seine Uniformen wechselte – von denen er tausend verschiedene besass –, müsse doch einen Clémenceau in seinen schlackernden grauen Anzügen bequem in die Tasche stecken. **Du, Lisa**, wunderst Dich nicht, wenn der amerikanische Präsident in kurzen Sporthosen und Jogging-Schuhen durch Washingtons Anlagen rennt. Hitler so leger – das war undenkbar.

Vielleicht war es gar nicht so viel, was wir unmittelbar von den Nazis lernten. Kinder haben eingebaute Widerstände gegen abseitige Lehren, die eine bewusste «Erziehung» ihnen beibringen will. Schlimmer war wohl, was wir wegen der Nazis nicht lernten. So haben wir nie erfahren, was ein Rechtsstaat ist, obwohl es diesen in Preussen oder Württemberg schon seit einem Jahrhundert gegeben hatte. Niemand hat uns klipp und klar gesagt, dass ein Staat eben nicht alles mit seinen Bürgern tun darf, was den Oberen gerade einfällt, dass alle sich an dieselben Gesetze halten müssen. Niemand hat uns klargemacht, dass ein Staat für seine Bürger da ist, nicht umgekehrt. Und so kam ich nie auf die Idee, den Grundsatz anzutasten, auf dem Hitlers

Staat ruhte: dass nämlich die Bürger für den Staat, das Reich, da seien. Natürlich haben wir gemurrt, wenn man uns überforderte oder offenkundig Unsinniges mit uns trieb. Aber dass der Staat und schliesslich auch der «Führer» ein Recht hatte, uns mit gut sechzehn Jahren in eine Soldatenuniform zu stecken und an der Front zu verheizen – das habe ich nie angefochten. «Die Fahne ist mehr als der Tod», sangen wir, und merkten erst Jahre später, was wir da gesungen hatten. Daher wundere ich mich gar nicht darüber, wie wenig ich, der knapp Zwölfjährige, begriff, was die Pogrome bedeuteten, die der Volksmund später in einer Mischung aus vorsichtiger Kritik und deftiger Verharmlosung die «Reichskristallnacht» nannte.

In den Tagen zuvor hatten wir immer wieder von dem Attentat gehört, das «ein Jude namens Grünspan» in Paris auf einen deutschen Diplomaten verübt hatte. Da war von Weltjudentum, Weltverschwörung, vor allem von Vergeltung die Rede. Aber das war so aussergewöhnlich nicht. Nun, am 9. November 1938, war der Diplomat seinen Verletzungen erlegen.

Als ich am Morgen des 10. November in die Schule kam, erzählten Kameraden, die von unten, von der Altstadt heraufkamen, dass die Synagoge in der Oberen Herrngasse brenne. Für Kinder ist zuerst einmal alles spannend, was brennt. So rannten wir – obwohl dies verboten war – in der grossen Pause hinunter in die Herrngasse, aber dort, im Bethaus der Haller Juden, war ausser Glasscherben, zer Schlagenen Möbeln und zerstreutem Papier nichts zu sehen. Gebrannt hatte die Synagoge im Vorort Steinbach. Auf dem Rückweg fiel mir am Marktplatz ein rauchender, teils schon verkohlter Haufen Papier auf. Erst als wir nach der Schule noch einmal nachsahen, wurde mir klar: Dies waren Bücher und Papierrollen aus dem Bethaus, wohl auch Thora-Rollen. Ob noch SA-Leute dastanden, wo heu-

94 te eine Erinnerungstafel in das Pflaster eingelassen ist, weiss ich nicht mehr. Ich weiss nur noch, dass Dekan Roller vorbeikam, noch ein bisschen ernster und würdiger als sonst, uns ansah und ebenso väterlich wie entschieden sagte: «Bueba, ganget hoim!» Wir trollten uns sofort, und vielleicht hatten wir jetzt zum erstenmal wenigstens eine Ahnung von dem, was da geschehen war. Erst später sahen wir die zertrümmerten Scheiben des kleinen Ladens am Haalplatz. Ich hatte gar nicht gewusst, dass die beiden alten Damen in diesem Lädchen Jüdinnen waren.

Zu Hause war die Stimmung gedrückt. Wir Kinder erzählten, jedes wieder ein wenig anders. Der Vater schwieg, aber er widersprach auch nicht, als die impulsive Mutter herausbrach: Was immer man den Juden anlasten könne, so etwas dürfe man ihnen nicht antun.

Sicher, auch später kam die Rede gelegentlich wieder auf diese Nacht, es gab auch Kritik, aber niemand hat gefragt, was denn die alten Frauen in ihrem Lädle mit Herschel Grünspan zu tun hatten. Erst nach dem Krieg wurde mir klar, dass es da plötzlich Bürger mit und ohne Rechte gegeben hatte, Bürger, für welche die Feuerwehr ausrückte, und solche, für die sie nicht löschte, Bürger, denen man die Scheiben einschlagen und andere, denen man sie nicht einschlagen durfte. Wer hätte uns Kindern 1938 auch sagen sollen, dass damit der Staat zur Räuberbande verkommt, wenn wir gar nicht wussten, was ein Rechtsstaat ist?

*19. Januar 1994*

**Liebe Lisa**, von dieser Nacht an war mein Vater nicht mehr ganz so sicher wie sechs Wochen zuvor, dass der Friede halten würde. Wie brüchig er war, wussten wir vier

Monate später, im März 1939, als Hitler seine Wehrmacht auch in den Rest der Tschechoslowakei, also auch nach Prag, einrücken liess. Da mischte sich nun in den Jubel der NS-Propaganda, was aus Strassburg und Luxemburg zu uns drang: die Empörung der Getäuschten im Westen, die sich, gedemütigt und aller Friedenshoffnungen beraubt, vornahmen, dies sei nun endgültig das letztmal, dass sie sich von einem Lügner hätten vorführen lassen.

Mein Vater nahm das sehr ernst, und als sich schon im Mai die Propagandawalze auf Polen zubewegte – nach den Nachrichten tönte jetzt ein «Marsch der Deutschen in Polen» aus dem Lautsprecher –, wusste er, dass nun nur noch ein Wunder uns vor dem Krieg retten konnte. Offen blieb nur, wann es soweit wäre.

Die letzten vier Wochen vor dem Krieg sollte ich in Norddeutschland, in Zinnowitz auf der Insel Usedom, verbringen. Unsere Hausärztin hatte mir Seeluft verschrieben, und da meine Eltern zu Hause bei den Geschwistern bleiben wollten, wurde ich einem Sammeltransport anvertraut, der mich mit einigen hundert schwäbischen Kindern nach Zinnowitz brachte. Bis dahin, **Lisa**, das findest Du sicher seltsam, war ich noch nie über Württemberg hinausgekommen. Ich fühlte mich so, wie sich heute Kinder fühlen, wenn sie mit nach Mombasa oder Bali dürfen. Obwohl die NS-Volkswohlfahrt (NSV) unsere Reise organisiert hatte, landeten wir am Ostseestrand in einem kirchlichen Heim, das einer jener konservativ-deutschnationalen Pastoren leitete, die Carola Stern in ihren Kindheitserinnerungen aus Usedom geschildert hat. Dort, an der Ostsee, gab es noch, was selbst uns Kinder überraschte: bestes Einvernehmen zwischen Partei und Kirche. Und so mussten wir jeden Morgen nach dem Frühstück, ehe wir an den Strand gehen durften, eine einstündige Andacht über uns ergehen lassen, die wahrscheinlich keinen von uns frömmere gemacht hat.

Es war wohl am 22. August, als der Herr Pastor uns eröffnete, heute dürften wir mit einem Bus nach Swinemünde fahren und dort Kriegsschiffe besichtigen. Seit es Kriegsschiffe gibt, sind sie eine Attraktion für kleine und grosse Buben, und so kamen wir erwartungsvoll im Hafen von Swinemünde an, wo eine Flottille von Zerstörern vor Anker lag, die so etwas wie ihren Tag der offenen Tür hatten. Aber ehe wir die relativ kleinen Schiffe entern konnten – die übrigens schon im folgenden Jahr von den Engländern im Hafen von Narvik zusammengeschossen wurden –, sah ich einen Zeitungsverkäufer herbeirennen, der, nach seinen heftigen Gesten zu schliessen, offenbar selbst erregt war von dem, was er da feilbot: «Extrablatt! Extrablatt! Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und der Sowjetunion! Der Reichsaussenminister in Moskau!»

Vielleicht war ich der einzige von den Zinnowitzer Schwabenbuben, der eine Zeitung kaufte, die immerhin soviel kostete wie ein Eis. Was? Nun hatten wir über Jahre immer wieder vom bösen Weltfeind Nr. 1 gehört – wirklich, **Lisa**, so hiess die Sowjetunion ganz offiziell! –, und nun, so las ich, ohne darauf zu achten, wohin die anderen Buben gingen, nun hatte der geniale Führer sich mit Stalin verständigt, um die Polen Mores zu lehren und den Briten ein Schnippchen zu schlagen. Im Kreml hausten nun plötzlich nicht mehr blutrünstige Bolschewiken, jüdische Verbrecher, sondern vernünftige, realistische Russen, die, wenn auch Kommunisten, es gut mit Deutschland meinten.

Das hat den Dreizehnjährigen noch gründlicher durcheinandergebracht als seinerzeit die armen Abessinier den Neunjährigen. Nun wusste ich, dass wir einfach als Wahrheit vorgesetzt bekamen, was gerade zweckmässig erschien. Wahrheit wurde einfach verordnet. Natürlich konnte ich daraus noch nicht die Folgerungen ziehen, die sich eigentlich anboten, aber der Schock sass tief.



Und er wurde nicht dadurch geringer, dass keine zwei Jahre später, als Hitler die Sowjetunion zu überfallen befahl, die alte Greuelpropaganda wieder hervorgeholt wurde, als hätte sie immer gegolten.

In den Tagen nach dem 22. August griff die allgemeine Erregung auch auf das christliche Kinderheim in Zinnowitz über. Konnten wir bleiben bis zum Ende der Ferien, oder mussten wir vorzeitig nach Hause? Waren wir an der Ostsee sicher, wenn Krieg mit Polen ausbrach? Konnten wir überhaupt einen Sonderzug finden, wo die Reichsbahn ganze Divisionen zu transportieren hatte? Mit den Eltern konnte ich nicht telefonieren, denn die hatten noch kein Telefon.

Schliesslich, es war um den 29. August, wurden wir am frühen Morgen in Waggons gepackt und gen Süden auf die Reise geschickt. Aber schon in Berlin, wo auf den Flachdächern der Lagerhäuser und Fabriken schon unzählige Maschinengewehre und kleine Kanonen standen, war unsere Reise erst einmal zu Ende. Wir sassen auf unseren Koffern am Anhalter Bahnhof, Stunden um Stunden, aber niemand wollte uns mitnehmen. Das also war der Krieg! Dabei hatte er noch gar nicht begonnen. Gab es nicht wenigstens eine Turnhalle mit ein paar Bündeln Stroh, wo wir schlafen konnten? Schliesslich, es war längst Nacht, nahm uns ein Zug auf, der uns, nicht ohne längere Verschnaufpausen, am nächsten Abend schliesslich doch bis nach Schwaben brachte, wo meine erleichterten Eltern mich erst einmal in die Badewanne und dann ins Bett steckten.

Immerhin: Nun hatte ich daheim noch ein paar Tage Ferien übrig. Aber kaum hatte ich ausgeschlafen, da begrüsste mich mein Vater, der früher als sonst aufgestanden war, mit der Bemerkung: «Es ist Krieg.» Es war der 1. September 1939. Am Vormittag sassen wir am Radio und hörten Hitler über den perfiden polnischen Angriff auf den Sen-

98 der Gleiwitz wettern, überhaupt über die unerträglichen polnischen Provokationen. Nun sei seine Geduld am Ende «Seit 5.45 wird nun zurückgeschossen!»

Dass es SS-Leute waren, die den Sender überfallen hatten, erfuhr ich auch nicht vom Sender Beromünster oder Luxemburg, das hörte ich erst nach dem Krieg.

Meine Eltern waren bedrückt und wortkarg, wie die meisten Menschen in Deutschland. Mein Vater, damals 55 Jahre alt, vermutete, er als Reserveoffizier werde wohl auch noch geholt werden. Von Kriegsbegeisterung keine Spur. Und ich, das weiss ich noch heute, ging nach der Hitlerrede in den Garten und grub ein Stück Wiese um. Da wollte ich im Jahr darauf, wenn dann noch Krieg war, Kartoffeln stecken, damit wir etwas zu essen hatten. Und das habe ich dann auch getan.

Im Übrigen war für mich klar: Ich würde zu spät kommen für diesen Krieg. Bis ich fünfzehn sein würde, wäre er sicher zu Ende. Das war beruhigend, aber auch ein bisschen enttäuschend. Ob ich es mir zugab oder nicht: ich war froh, dass ich nicht «hinaus» musste. Aber versäumte ich da nicht etwas? War ich feige? Dass es für mich nicht mehr reichte, bestätigte mir die Kapitulation der polnischen Armee noch im September. Und als dann im Juni 1940 die Franzosen sich ergaben, gab es keinen Zweifel mehr: Das war kein Krieg für mich.

*24. Januar 1994*

**Liebe Lisa**, Schulkameraden, aber auch frühere Lehrer haben sich darüber gewundert, wie stark ich mich im ersten Halbjahr 1941 verändert hätte. Aus einem vorwitzigen,

etwas grossmäuligen Lausbuben sei plötzlich ein ruhiger, solider, manchmal eigentümlich ernster Schüler geworden mit ausgeprägtem Interesse für Sprachen und Geschichte. Ich hätte meine Lehrer nicht mehr geärgert, nicht mehr zwischen Haalplatz und Neuer Strasse herumgeschwanzt, nicht mehr mit Mädchen herumgealbert. Und zu Hause soll ich sogar etwas anständiger mit den kleinen Schwestern umgegangen sein.

Sicher, da war die Konfirmation. Dann der Tod des Vaters zehn Tage danach. Aber die Veränderung hatte schon vorher begonnen. Spürte ich, dass der Krieg noch lange nicht aus war, dass er erst richtig anfing? Fühlte ich mich für die Familie verantwortlich, nachdem Reinhold schon in Polen stationiert war? Und warum in Polen? Oder kam ich einfach in die Pubertät? Ich weiss das alles nicht mehr, ich weiss nur, dass sich etwas verwandelt hatte. Ich liess die unbeschwerten Zeiten des Jungvolks hinter mir und ging zur HJ-Spielschar. War das eine Folge dieser Wandlung oder doch auch eine Ursache? Auch das weiss ich nicht. Ich weiss nur, dass die Spielschar ganz und gar anders auf mich wirkte als das Jungvolk.

Die HJ-Spielschar, in die ich wohl im Sommer 1941 eintrat, war ein gemischter Chor, der manchmal auch noch Volkstänze übte und Theater spielte. Die männliche Hälfte war auch verpflichtet, «Formaldienst» zu absolvieren, also Antreten, Strammstehen, Abzählen, Melden, das übliche Soldatenspiel. Das haben wir etwa einmal im halben Jahr getan, um die Oberen zu besänftigen.

Eine Spielschar war schon dadurch etwas Aussergewöhnliches, dass Mädchen und Jungen zusammen waren. Schliesslich sollten die Jungen zu brauchbaren, notfalls auch verheizbaren Soldaten, die Mädchen zu gehorsamen, treudeutschen Müttern erzogen werden. Und das liess sich schlecht zusammen abmachen.

100 Die Haller Spielschar fiel noch aus einem anderen Grund auf: Sie war ein Zufluchtsort für junge Leute, denen der übliche Dienst in HJ und BDM zu stupide oder auch anrüchlich erschien. So wimmelte es in der Spielschar von Pfarrerskindern, zumal unsere Pfarrer in Sachen Kinderreichtum die NS-Grössen, die solchen so pathetisch propagierten, weit hinter sich liessen. Daher war der Ton in dieser Spielschar offener, fast hätte ich gesagt: freier, jedenfalls kritischer, aufmüpfiger, wenn auch meistens in der Form von Ironie, Spöttelei oder einfach Flachs.

Kurz: Was sich da an einem oder auch zwei Abenden der Woche im alten Classgebäude bei der Michaelskirche traf, war Teil der HJ, aber doch wohl einer, der so nicht vorgesehen war. Einfachere Gemüter stellten gelegentlich die Frage: Bist du bei der HJ oder bei der Spielschar? Das war dann nicht hinterhältig oder aggressiv gemeint, sondern eher harmlos.

Übrigens traf ich in der Spielschar Irene wieder, die ich seit unserem Umzug auf den Friedensberg etwas aus den Augen verloren hatte.

Von der Spielschar hatte ich durch meine Schwester Till erfahren. Sie hatte dort gesungen, geflötet und gegeigt, wohl ihrem Freund, dem grossen, hageren Wilhelm Schrenk zuliebe, von dem die Musikwelt wohl noch erfahren hätte, wäre er nicht ein paar Jahre darauf plötzlich wie vom Erdboden verschwunden gewesen, bis man schliesslich seine Überreste in einem zerbombten Keller in Trier entdeckte.

Till war allerdings als «hetzerisches Subjekt», wie in den Akten stand, aus der Spielschar und dem BDM «entfernt» worden. Als einmal eine höhere BDM-Führerin – und diese Damen trugen als Uniform ein dunkelblaues Kostüm – in einem Vortrag immer wieder von den Pfarrern als den «Wölfen im Schafspelz» gesprochen hatte, meldete sich

Till zu Wort und pflichtete bei: Ja, es gebe wirklich Wölfe im Schafspelz, aber seit heute wisse sie, dass es auch Schafe im Wolfspelz gebe.

Das reichte noch nicht für einen Hinauswurf, denn die Führerin tat wohl gut daran, die Geschichte nicht nach oben weiterzumelden. So humorlos die höheren Nazis auch waren, ganz gegen Lachanfalle waren sie nicht gefeit. Aber die zweite Provokation liess sich nicht mehr übergehen: Der Bannführer hatte verlangt, dass die Spielschar bei einem Fest der Bann-Oberen musizieren solle. Da war Till im Classgebäude auf einen Stuhl gestiegen und hatte eine erstaunlich kenntnisreiche Rede über die Aufgaben römischer Kultursklaven zur Zeit des Kaiserreichs gehalten. Das war dann doch zuviel.

Als ich zur Spielschar kam, war Till längst im Arbeitsdienst und Wilhelm bei der Luftwaffe. Den Chor leitete eine Musiklehrerin, die doppelt so alt war wie wir, und so gab es für die Jungen noch einen «Gefolgschaftsführer», der dafür zu sorgen hatte, dass möglichst alle kamen, auch wenn wir – und das war der Preis für unsere relative Freiheit – bei einer Hochzeit oder einer Beerdigung nach NS-Ritual singen mussten.

Als ich kam, hatte diese Aufgabe Frieder Rummelspacher. Ich mochte den ebenso muskulösen wie sensiblen Jungen mit seiner fast schon zu tiefen Bassstimme, der seinen üppigen dunklen Haarwuchs auf Kopf, Brust und Beinen mit seiner grösseren rassischen Nähe zum Affen erklärte, was sicher nicht ganz in die Lehre von der Herrenrasse passte, aber für seine Art von Humor bezeichnend war. Frieder, der seinem eher pietistischen Elternhaus entwachsen war, ohne seinen Glauben zu verlieren, wurde mein Freund, bis er bald, Ende 1942, einrückte. Er meldete sich freiwillig zur Heeresdivision «Grossdeutschland», jener Einheit, mit

102     der das Heer der SS in Sachen Elite Konkurrenz machen wollte. Schon Ende 1943 kam die Nachricht von Frieders Tod.

Ich war gern in der Spielschar. Auch ich sang Bass, wenn auch lange nicht so kräftig wie Frieder, und obwohl ich sicher ein mässiger Schauspieler war, durfte ich in Hans Sachsens «Krämerskorb» den Hausherrn spielen. Seine ersten Worte: «Wo bleibt denn unser Knecht, der Heinz? Ich glaub, er holt den Wein von Mainz!» schwirren mir heute noch manchmal im Kopf herum.

Gesungen haben wir vor allem Madrigale und Volkslieder. Dabei stellte sich heraus, wie gründlich wir unsere Stimmen durch die Brüllerei beim Jungvolk verdorben hatten. Für die Parteifeiern hatten wir ein ziemlich enges Repertoire, aber das fiel offenbar nicht auf. Im Übrigen war es nicht ohne Risiko, uns zur «Umrahmung» einer Feier zu zitieren.

Eines Sonntagvormittags, es war wohl im Mai 1943, hatten wir wieder zu singen in jenem herrlichen alten Speicher- und Zeughaus, das die Haller vor vierhundert Jahren «Neubau» genannt hatten und das nun immer noch so heisst. Dass die Feier im Mai stattfand, ist mir deshalb in Erinnerung, weil der erste Redner mehrfach mit unerklärlichem Pathos ausrief: «Heute, an diesem schönen Maienmorgen!» Eigentlich war da kein Anlass zu grossem Pathos: eine Art Abschlussfeier der Landwirtschaftsschule des Kreises. Aber jetzt hiess das: «Freisprechung der Jungbauern». Die Feier war ein offenbar nicht genau durchdachtes Potpourri aus agrarischer Rechenschaftslegung und nazistischer Rhetorik. Zuerst ein «Goldfasan», wie wir damals schon die braunen Uniformträger nannten, der den Mythos von Blut und Boden beschwor, dann einer der Lehrer, der einfach berichtete, was die jungen Leute gelernt hatten und der, gewollt oder ungewollt, Formulierung-

gen wie diese zuwege brachte: «Die Leistungen im Melken, Säen, Mistbreiten, aber auch in nationalsozialistischer Weltanschauung waren durchweg zufriedenstellend.»

An dieser Stelle war von der Bühne her wieder unterdrücktes Kichern zu hören, dazu einige Laute, die der Gutwillige als Niesen, der Kritischere als Herausplatzen deuten konnte. Schliesslich kam noch ein weiterer Goldfasan, der jeden zweiten Satz begann: «Der Pflug und das Schwert...»

Die Geräusche auf der Bühne liessen sich nun bei jeder Wiederholung leichter deuten. Die Erheiterung auf der Bühne und die Verärgerung in den vorderen Reihen der Ehrengäste nahmen immer bedenklicher zu, bis zu unserem Glück das Absingen der beiden Nationalhymnen die Feier noch zu einem würdigen Ende brachte.

Die Spielschar verdrückte sich und fand sich – ohne dass jemand etwas angeordnet hatte – nach zehn Minuten fast vollständig auf der Limpurg, der alten Burgruine am Südrand der Stadt, wieder. Und da haben wir etwa eine Stunde lang einfach gelacht, immer wieder gelacht, wenn wieder jemand imitiert hatte: «Der Pflück und das Schwerrr!» Und wenn wir nicht Hunger bekommen hätten, wäre diese Lachorgie am Sonntagvormittag noch lange nicht zu Ende gewesen.

*27. Januar 1994*

**Liebe Lisa**, heute frage ich mich, was die Lachsalven auf der Limpurg politisch bedeutet haben. Hatten wir wirklich die Hohlheit des ganzen Getöses durchschaut? Ich glaube kaum. Wir fanden nur diese Spiessbürger mit ihren Sprüchen lächerlich, empfanden den unendlichen Abstand zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Aber wussten wir des-

104 halb einen Goebbels oder Himmler richtig einzuschätzen? Sicher nicht. Sie waren ja keine lächerlichen Dummköpfe. Wussten das die Partei-Oberen, als sie diesen Vormittag nur zum Anlass einer ernsten Rüge nahmen?

Vielleicht kannst Du Dir, **Liebe Lisa**, auf solche Kritik, die doch keine richtige Kritik war, keinen Vers machen. Aber ich will auf keinen Fall ein Wissen oder eine Überzeugung in diese Zeit hineininterpretieren, die mir erst später zugewachsen sind. Meine Altersgruppe sollte man vielleicht gar nicht fragen, ob wir für oder gegen das NS-Regime gewesen seien. Wir sind in den NS-Staat hineingewachsen, wussten nicht, was vorher war, was Demokratie, freie Wahlen oder Menschenrechte seien, und konnten uns etwas ganz und gar anderes nicht vorstellen. Der HJ-Dienst, der Kreisleiter, das Reden von der Partei, so als ob es nie andere gegeben hätte, das war für uns der Rahmen, den wir – oder doch die allermeisten von uns – nicht in Frage stellten, weil wir gar nicht die Phantasie, das Wissen, die Erfahrung hatten, ein Gegenbild zu alledem zu entwerfen. Wir richteten uns ein, nützten die Chancen, die sich boten, lachten über die meisten örtlichen Repräsentanten und opponierten, wo uns etwas zu sehr gegen den Strich ging. Das gilt mindestens für die Zeit, von der hier die Rede ist. Später wurde manches anders, ernsthafter, gefährlicher, aber dadurch vielleicht eher noch widersprüchlicher.

Jedes Jahr wurde auch der Spielschar eine Liste zugestellt, auf der sich die Mitglieder eines Jahrgangs erklären mussten, ob sie, wenn sie das vorgeschriebene Alter von achtzehn Jahren erreicht hätten, der Partei beitreten wollten. Die Liste für den Jahrgang 1926 muss schon 1943 kursiert sein, ehe wir zur Flak einberufen wurden. Obwohl wir uns über einen Ausspruch des Bannführers zu mokieren pflegten, die Partei sei «der Orden der Besten», trugen sich nicht wenige ein, auch ich. Schliesslich war ich der Führer des



männlichen Teils der Spielschar. Das hatte zwar keinerlei praktische Auswirkung, denn weder die Wehrmacht noch die Amerikaner nach dem Krieg interessierten sich für diese Listen, aber ich würde mich nicht wundern, wenn mein Name in einer Mitgliederkartei notiert wäre.

Nicht ohne Widersprüche war auch mein Verhältnis zu dem Kult von Heldentum und Soldatentum, der damals auf uns Junge eindrang. Was da an offiziellen Kultliedern propagiert wurde, oft getragen wie ein Choral, liess mich kalt. Es war einfach zu geschwollen. «Heilig Vaterland, in Gefahren – Deine Söhne sich um Dich scharen...» – das war nicht mein Grundgefühl.

Aber da war ein anderes, sehr altes Lied, das mir naheging. Ich weiss nicht mehr, warum wir in der Spielschar so oft und so gern, meist für uns, Schillers Reiterlied gesungen haben, als einziges übrigens einstimmig, während wir sonst meist vierstimmig sangen. Natürlich wussten wir, dass es aus einer anderen Welt kam:

Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd,  
 Ins Feld, in die Freiheit gezogen.  
 Im Felde, da ist der Mann noch was wert,  
 Da wird das Herz noch gewogen.  
 Da tritt kein anderer für ihn ein,  
 Auf sich selber steht er da ganz allein.

Wir wussten, dass wir nicht aufs Pferd steigen, nicht in die Freiheit ziehen würden. Aber das Lied hatte nicht nur mich gepackt. Das war ein anderes, dichtereres Pathos als das, was wir täglich zu hören bekamen. Und wir ahnten: Auch für uns würde «kein anderer» eintreten, auch unser Herz würde «gewogen» werden, wenn auch auf eine brutale Weise fern aller Romantik.

106 Mehr noch als die erste Strophe ging uns die zweite Strophe an:

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist, Man sieht  
nur Herren und Knechte;  
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist Bei dem feigen  
Menschengeschlechte. Der dem Tod ins Angesicht  
schauen kann, Der Soldat allein ist der freie Mann!

Eine Welt, aus der die Freiheit verschwunden ist, eine Welt der Herren und der Knechte, das ist heute das Bild vom Deutschland der frühen vierziger Jahre. War das damals auch mein Bild? Reinhold Kontzi, inzwischen pensionierter Romanist in Tübingen, ein Kamerad aus der Spielschar, zwei Jahre älter als ich, besteht darauf, ich hätte im Frühjahr 1942 – im Sommer musste er einrücken – nach einem Abend im Class-Gebäude zu ihm gesagt: «Sieh dich doch um, wir haben doch keine Freiheit!» Es gibt wenig Anlass, Kontzi nicht zu glauben. Aber wenn er energisch behauptet, ich hätte ihn als erster über den Nazismus aufgeklärt, dann muss ich zumindest insofern widersprechen, als ich selbst nicht aufgeklärt war. Mich hatte niemand aufgeklärt. Aber es könnte sein, dass er meine Äusserung ernster genommen hat, als ich sie selbst gemeint habe. Sicher, ich habe die Unfreiheit gespürt, unter der täglichen Gängelei gelitten. Aber um daraus ein klares Nein zum ganzen System werden zu lassen, hätte ich einen Gegenentwurf kennen müssen, einen liberalen, einen sozialdemokratischen, einen konservativ-demokratischen. Ich kannte keinen. Ich war dünnhäutig genug, um zu merken, dass, wer in diesem System ein «freier Mann» sein wollte, den Mut hätte haben müssen, «dem Tod ins Angesicht zu schauen». Aber deshalb für eine Ordnung einzutreten, in der man kein Held zu sein brauchte, um ein freier Mann zu werden, das ging über meine Phantasie, über mein Wissen, auch über meine Konsequenz.

Des Lebens Ängsten, er wirft sie weg,  
 Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen.  
 Er reitet dem Schicksal entgegen keck,  
 Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen.  
 Und trifft es morgen, so lasset uns heut  
 Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.

Nein, wir sind nicht keck dem Schicksal entgegengeritten, aber als Tag für Tag neue Todesnachrichten aus Russland kamen, wussten wir: Das «Und trifft es morgen» konnte auch uns gelten. Und so wollten wir noch ein bisschen leben, unser Leben wenn nicht schlürfen, so doch wenigstens spüren, ehe wir es zu Markte tragen sollten.

Wahrscheinlich, **Liebe Lisa**, ist das, was mir zum einzigen grossen Soldatenlied in deutscher Sprache einfällt, für Dich Wortgeklingel aus einer anderen Welt. Das muss wohl so sein. Ohne solche ganz und gar fremden Klänge wäre der Bericht Deines Grossvaters nichts wert.

*2. Februar 1994*

**Liebe Lisa,**

ich will Dich noch ein wenig mit der Spielschar aufhalten, zumal dies auch die Erfahrungen Deiner Grossmutter sind. Irene blieb sogar bis zum Schluss, bis zur Auflösung durch den Kreisleiter, dabei, als ich schon Soldat war. Übrigens, kannst Du Dir vorstellen, wie es in einer Gruppe junger Leute zugeht, wenn Mädchen und Jungen einander imponieren wollen? Dann wird's noch um einiges lebhafter und lustiger, als es die Arbeit ohnehin mit sich bringt. Wenn dann, gegen halb elf, der «Dienst» zu Ende war, löste sich die Spielschar zum Heimweg in Pärchen auf.

Als Frieder Soldat wurde, übernahm ich seine Funktion. Ich hatte das Recht, eine grünweisse «Affenschaukel» an der Uniform zu

108 tragen, aber das elektrisierte mich nun gar nicht mehr, wir gingen zu den wöchentlichen Singproben ohnehin in Zivil. Und zu befehlen gab's auch nichts.

Eines Tages wurde ich auf die Banndienststelle zitiert. Man eröffnete mir, das gehe so nicht weiter mit der Spielschar, wir müssten endlich auch «weltanschauliche» Schulung betreiben. Ich hätte sie – nur für die Burschen natürlich – anzusetzen und abzuhalten. Der Schulungsreferent werde teilnehmen. Auf dem Heimweg fiel mir ein, dass ja auch deutsche Geschichte Gegenstand solcher Abende sein konnte. Und da gab es, für das Dritte Reich nicht eben typisch, noch einen Streit über die Kaiser des Mittelalters. Offizielle NS-Lesart war, dass die Kaiser einen Kapitalfehler machten, als sie immer wieder nach Rom zogen und Italien unterwarfen. Wären sie so klug gewesen wie Hitler, wären sie «gen Ostland» geritten, denn dort habe es viel Land zu erobern und zu kolonisieren gegeben.

Nun drang dieser Unfug zwar in die NS-Schulungsbriefe, auch in die Geschichtsbücher ein, aber er gehörte nicht (noch nicht?) zu dem Teil der Wahrheit, der staatlich verordnet war. In Tübingen lehrte der konservative Balte Johannes Haller seine Studenten, das alles sei dummes Zeug. Darüber schrieb er auch Bücher, die mir der alte Helmreich von der Evangelischen Buchhandlung empfohlen und verkauft hatte.

Also setzte ich das Thema an: «Die deutschen Kaiser und ihr Drang nach Süden». Wir fanden für den Abend nur ein Klassenzimmer in unserer Schule, und da trug ich einfach die Thesen des streitbaren Johannes Haller vor und fand bei meinen Freunden natürlich volle Zustimmung. Der Referent sass dabei und wagte gegen so viel angelesenen Sachverstand nicht zu widersprechen. Jedenfalls hatten wir von diesem Abend an Ruhe.

Scheinbar jedenfalls, denn die Spielschar war längst Gegenstand argwöhnischer Beobachtung geworden. Und so kam ihr Ende auch noch vor dem des Dritten Reiches. Als ich schon Soldat des Heeres war, drang die Nachricht zu mir, die Spielschar sei aufgelöst worden «wegen politischer und weltanschaulicher Unzuverlässigkeit». Anlass für dieses Ende soll die Beerdigung eines besonders unpopulären Nazis gewesen sein. Die Spielschar hatte ein Mehrzwecklied eingeübt, das, verquollen und feierlich, wie es war, sich bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen gleichermassen vortragen liess. Es begann: «Wo immer Leben erglommen, da will es als Flamme stehn». Der letzte Vers endete: «vom Ewigen ward's genommen, ins Ew'ge wandelt's hinein». Und bei dieser Beerdigung sollen einige – so der Bericht dieser Ohrenzeugen –, bar jeglicher Pietät, gesungen haben: «Ins Ew'ge mit Vollgas hinein!» Ich kann mich nicht für die Wahrheit dieser Geschichte verbürgen, die immerhin bewiese, dass die allgemeine Verrohung auch vor der Spielschar nicht haltgemacht hatte. Jedenfalls hatte die Partei durchaus recht, wenn sie gegen Ende des Krieges befürchtete, bei diesen jungen Leuten könne aus ironischer Distanz zur Partei schliesslich lästige Aufsässigkeit werden, so wie sie jahrelang recht gehabt hatte, als sie uns für frech, arrogant, aber ungefährlich gehalten hatte.

Die Auflösung kam uns übrigens unmittelbar nach dem Krieg zustatten. Noch im Spätsommer 1945 trafen wir uns mit Erlaubnis der US-Militärregierung fast alle wieder. Jetzt nannten wir uns «Singkreis», lernten Bach kennen. Schon im Herbst 1945 wagten wir mit einem alten Bus eine Konzertreise ins Taubertal, wo unsere Bachmotetten in katholischen und evangelischen Kirchen Anklang fanden. Ich kann die Bass-Partien bis heute auswendig.

**Liebe Lisa**, wir haben also mit Friedrich Schiller gesungen, wir wollten «die Neige der köstlichen Zeit» schlürfen, wenn wir schon nicht wussten, ob wir das Gemetzel überleben würden, das 1941 erst richtig in Gang gekommen war. Aber wie? Wo gab es denn «Köstliches?» Nicht in den Ferien, denn wir wurden zum «Arbeitseinsatz» kommandiert, einmal zur Erntehilfe aufs Land, ein andermal in die Rüstungsfabrik. Die Erntehilfe wäre schön gewesen, hätten die armen Kleinbauern nicht geglaubt, uns von früh um fünf bis abends um neun beschäftigen zu müssen. Wenn wir damals zur Heuernte in den Mainhardter Wald oder in die Hohenloher Ebene radelten, lernten wir noch die ganze Mühsal eines kleinbäuerlichen Lebens kennen, das dem des Jahres 1200 oder auch 400 ähnlicher war als dem des Jahres 1994. Traktoren hatten diese Bauern noch nicht, Pferde hatten sie nie gehabt, und so mussten Kühe, allenfalls Ochsen die hochaufgetürmten Leiterwagen gemächlich, ungerührt durch das Schreien und Fluchen des Bauern, in die Scheune zerren. Mähmaschinen hatten vielleicht die Grossbetriebe in Pommern oder Ostpreussen, unsere Bauern mähten, ab vier Uhr früh, mit der Sense. Wir mussten dann mit der Heugabel das Gras zerstreuen, damit es trocknete, es am Abend zusammenrechen, damit es nicht wieder feucht wurde, es am nächsten Morgen wieder zerstreuen, es dann wieder in Reihen rechen und schliesslich die Reihen auf die Gabel stapeln und auf den Wagen stemmen. Nach dem Abendessen begann das Abladen in der Scheune. Wenn es zwischendrin regnete, wurde alles noch mühsamer. Hatte sich trotzdem einmal eine Pause ergeben, so holten wir im Wald trockenes Laub als Streu fürs Vieh.

Bei der Getreideernte gab es keine Mähdrescher, die Frauen und die Erntehelfer mussten das Korn, das die – meist

schon ziemlich alten – Männer mit der Sense gemäht hatten, in Garben binden, die Garben zum Trocknen aneinanderlehnen, später alles auf einen jener Wagen stapeln, den noch ein richtiger Wagner angefertigt hatte nach Handwerksregeln, die seit Jahrhunderten galten. Und im Herbst die Kartoffeln! Wir haben sie alle von Hand aufgelesen, in einen Korb die grösseren, in den anderen die kleineren, und was mit unserem Rückgrat geworden wäre, wäre die Sonne nicht schon um sechs Uhr untergegangen, weiss ich nicht.

Zum Trinken gab es meist nur Most, den jeder ordentliche Bauer damals im Herbst aus den Birnen und Äpfeln presste, die Du heute noch gelegentlich an Wegrändern liegen siehst. Dort hatten die Bauern einst auf Geheiss des württembergischen Königs ihre Obstbäume gepflanzt. Der Alkohol in diesem Most hat mir nicht weniger zugesetzt als die Schuferei.

Noch zermürbender war die Fabrik. Das Bügeleisenwerk des Herrn Gross stand dort, wo heute das Landratsamt ist. Bei Gross wurden im Krieg Verteiler zusammengelötet für Kampfflugzeuge. Das war gewissermassen das Gehirn des Flugzeugs, unendlich viel simpler als heute, aber doch schon kompliziert genug. Und so habe ich mit fünfzehn oder sechzehn Jahren Verteiler gelötet, und zwar genau 56 Stunden die Woche, jeden Tag zehn Stunden, am Samstag sechs, das war Vorschrift für alle. Dabei war dieses Löten ein kniffliges Geschäft. Die kleinen Drähte, mit denen wir die Anschlussstellen verbinden mussten, waren in gelbe Hüllen aus Kunststoff gewickelt, die vom LötKolben nicht angesengt werden durften. Vor allem musste jeder Draht an der richtigen Stelle verlötet sein, sonst, so sagte man uns, stürze die DO 17 ab. Strenge Konzentration also über 56 Wochenstunden, das hat so ausgelaugt, dass ich mich anschliessend in der Schule erst langsam von den Ferien erholte.

112 Das einzige Vergnügen, das wir uns nicht nehmen liessen, war – die Tanzstunde. Wirklich, **Lisa**, wir haben im Winter 1942 auf 1943 eine Tanzstunde abgehalten, als lebten wir noch im Jahr 1928. Was der alte Tanzlehrer Geiger uns im «Hirschen» in der Gelbinger Gasse beibrachte, war weit, weit weg von allem, was sonst auf uns einströmte. Wir lernten die korrekte Verbeugung, wir lernten der Dame den Arm reichen, sie wieder zum Platz führen. Und wir übten Walzer, schnellen und langsamen, Marsch, Foxtrott, Tango. Immerhin, wirst Du sagen, auch wenn all die Tänze fehlen, die Du demnächst lernen wirst – oder schon kannst.

Wie seit Jahrzehnten üblich, luden wir unsere Damen aus dem Mädchen-Gymnasium am Haal ein, und zwar aus der Klasse unter uns. Wir waren also etwa sechzehn, die Mädchen fünfzehn. Und natürlich gab es da so allerhand Rivalitäten, Liebeleien und Eifersüchteleien, nur wahrscheinlich harmloser als heute. Sogar einen hochoffiziellen Schlussball haben wir zustande gebracht, bei dem die Eltern unsere Künste, aber auch unsere Flammen bewundern konnten.

Wenn **Du, Lisa**, demnächst eine hinreissende Tänzerin werden wirst, dann denk manchmal daran, wie das bei Deinem Grossvater war: Während in Stalingrad die Soldaten erfroren oder still an Erschöpfung starben, krächzte da im «Hirschen» eine Platte: «Ich tanze – mit Dir – in den – Himmel – hinein...», und wir holten zu den grossen Schritten aus, die der langsame Walzer verlangt. Als Goebbels im Berliner Sportpalast die handverlesenen Massen anheizte, liessen wir den totalen Krieg totalen Krieg sein – er würde uns noch bald genug in seine Fänge bekommen – und drehten unsere Foxtrott-Runden auf «Du hast Glück bei den Frau'n, Belami...» Nur einmal mussten wir eine Woche pausieren. Nach der Kapitulation von Stalingrad gab es ein kurzes Tanzverbot, eine Woche oder zehn Tage.



**Liebe Lisa**, wie Du weisst, hat Dein Grossvater im Dezember Geburtstag. Das war in der Zeit, von der ich erzähle, wichtig, denn Jahrgänge wurden immer miteinander gemustert oder eingezogen. Ich war also immer einer der Jüngsten meines Jahrgangs. Ich hatte den 16. Geburtstag nicht lange hinter mir, als ich zur Musterung bestellt – und prompt als «KV Infanterie», eingestuft wurde. KV – das heisst für Dich Köchel-Verzeichnis, damals bedeutete es für mich, dass ich als «kriegsverwendungsfähig» für die Infanterie galt, also für die Fusstruppen, obwohl ich noch mit meinen Knien zu tun hatte. Sie haben sich beim Militär dann allerdings befehlsgemäss gebessert.

Je mehr Soldaten an den Fronten umkamen, um so hartnäckiger bemühten sich in der Heimat die einzelnen Teile der Wehrmacht um junge Leute, die wenigstens einige der Lücken füllen sollten. Da kamen, sogar ins Klassenzimmer, Werber von der Marine, der Luftwaffe, dem Heer, vor allem aber von der Waffen-SS.

Wie soll ich Dir, einem Kind am Ende des 20. Jahrhunderts, erklären, was die Waffen-SS war? Die Waffen-SS war so, wie Hitler die ganze Wehrmacht gerne gehabt hätte. Doch diese Wehrmacht hatte ihre Tradition, meist eine preussische, aber auch eine bayrische, sächsische, württembergische, sie musste ihre Offiziere aus der Reichswehr der zwanziger Jahre nehmen, oft auch aus der kaiserlichen Armee. Und die hatten Vorstellungen von der Welt, die mit denen Hitlers nur teilweise übereinstimmten.

Weil Hitler, als er 1935 die Wehrpflicht wieder einführte, auf das alte konservative Offizierskorps angewiesen war, ihm aber doch nie ganz traute, baute er die Waffen-SS auf, die gegen Ende des Krieges eine eigene gewaltige Armee

114 mit Dutzenden von Divisionen war, keineswegs nur deutschen. In dieser Sonderarmee für deutsche Herrenmenschen gab es schliesslich belgische, holländische, kroatische, bosnische, ja tartarische Regimenter.

Himmler, der Führer der SS, war längst auch Chef der Polizei. So konnte er seinen Polizisten ein Kopfgeld aussetzen für jeden jungen Mann, den sie für die Waffen-SS erworben hatten. Das begann damit, dass, schwäbisch-gemütlich, ein Polizist mich auf der Strasse ansprach: «Du bischt aber a grosser Kerle», was ich, obwohl es gar nicht stimmte, lachend mit einem «Gell?!» quittierte und weiterging. Ernst wurde es, als ich zusammen mit drei Schulkameraden ohne Angabe von Gründen auf die Polizeiwache bestellt wurde. Dort eröffnete man uns, der Jahrgang 1926 werde geschlossen und zwangsweise zur SS eingezogen und wir seien fein heraus, wenn wir uns vorher freiwillig meldeten. Wir argumentierten alle gleich: Wir hätten bei der HJ gelernt, mit Kameraden kameradschaftlich umzugehen, wir wollten uns, wenn's schon zur SS ginge, keine Vorteile erschleichen. Kritisch schliesslich wurde es an einem Nachmittag in der Gewerbeschule, jenem Gebäude, auf das Du zukommst, wenn Du, an der katholischen Kirche vorbei, den Friedensberg hinunterrennst. Dort mussten wir in kleinen Gruppen zu etwa zehn Burschen pro Klassenzimmer antreten. Dann erschien ein hoher HJ-Führer aus Stuttgart zusammen mit einem baumlangen SS-Offizier.

«Willst du zur SS?»

«Nein.»

«Was gefällt dir nicht an der SS?» Das war eine verfängliche Frage, denn Kritik an der SS zu üben, war nicht ratsam. Ich antwortete: «Die SS ist eine Elite-Formation, ich rechne mich nicht zur Elite.»

«Das lass unsere Sorge sein», meinte der Offizier, und das hätte ich mir auch ausrechnen können.

115

Ich weiss nicht mehr genau, wie das Verhör weiterging, bei dem ich mein Pulver schon verschossen hatte. Ich weiss nur, dass die beiden Vertreter einer wenig zimperlichen Obrigkeit schliesslich zum nächsten weitergingen und, als sie mit dem letzten fertig waren, ohne jeden Erfolg, beim ersten wieder anfangen. Es wurde brenzlich. Nachdem der zweite Durchgang nicht anders verlaufen war als der erste, schritten die hohen Herren hinaus, um sich zu beraten. In diesem Augenblick fiel mir, der ich seit Jahren mehrmals täglich an der Gewerbeschule vorbeikam, ein, dass man vom Fenster dieses Hauses ohne grosses Risiko ins Freie springen konnte. Das tat ich dann sofort und rannte hinunter zum Spital, wo das Wehrbezirkskommando untergebracht war. Noch ziemlich atemlos meldete ich mich bei einem älteren Offizier, der sofort wusste, was los war. Er nahm mit einem wissenden Lächeln meine Personalien auf und stellte mir einen vorläufigen Annahmeschein als freiwilliger Offiziersbewerber des Heeres aus.

Dieses Stückchen Papier schützte mich fortan gegen jede Zudringlichkeit. Dafür war ich jetzt, nicht lange nach meinem sechzehnten Geburtstag, Offiziersbewerber des Heeres und damit Kriegsfreiwilliger. Kein Wunder, dass die Nazis bis zuletzt mit so vielen Kriegsfreiwilligen prahlen konnten. Sie brauchten die Zahlen nicht zu fälschen.

*17. Februar 1994*

**Liebe Lisa**, ich wage kaum, noch ein paar Erwägungen darüber anzufügen, warum ich auf keinen Fall zur SS wollte. Das verstehe sich doch wohl von selbst, wirst Du

116 einwenden, wenn Dein Grossvater nicht den Ehrgeiz hatte, zum Massenmörder zu werden.

Aber so einfach war das nicht. Wo die SS um Nachwuchs warb, war von Judenhatz oder Konzentrationslager nie die Rede. Da präsentierte sich die SS einfach als Elitetruppe, die, besser ausgebildet, besser motiviert und wohl auch – das wurde nur angedeutet, denn das Heer hörte mit – besser ausgerüstet sei. Ursprünglich hatte es sogar eine Mindestgrösse für Angehörige der Waffen-SS gegeben, der ich knapp entsprochen hätte. Aber das war im Herbst 1942 schon lange her. Die SS nahm für sich sogar so etwas wie moralische Überlegenheit in Anspruch. Während sonst in allen Kasernen die Spinde mit Vorhängeschlössern abgesperrt waren, blieben sie bei der SS offen. Kameradendiebstahl, anderswo ein leidiges Ärgernis, durfte es bei der SS einfach nicht geben, und kam er trotzdem vor, so standen darauf die drakonischen Strafen, die für manches andere angemessen gewesen wären, was auf Himmlers Befehl geschah.

Jedenfalls: Über das, was manche SS-Einheiten trieben, wenn sie nicht an der Front kämpften, redete die SS nicht. Darüber stand auch nichts in der Zeitung. Darüber wurde allenfalls gemunkelt. Fernsehen gab es noch nicht. In der Wochenschau, die vor jedem Film im Kino lief, wurde zwar tapfer geschossen und gekämpft, aber nie gelitten und gestorben. In die Zeitungen drang nichts von den Quälereien, mit denen die Menschen verfolgt oder umgebracht wurden, die Hitler zu seinen Feinden erklärt hatte. Sogar die alltägliche Gewaltkriminalität, wie sie in jeder Gesellschaft vorkommt, wurde allenfalls am Rande, im Lokalteil erwähnt. Schliesslich musste, wo der Führer bestimmte, Ordnung herrschen, keine Kriminalität. Verglichen mit dem, womit **Du, Lisa**, aufgewachsen bist, war also alles genau umgekehrt. Toben sich bei uns die Medien aus in Orgien der Gewalt, die das, was wirklich geschieht, we-

nigstens vorläufig noch übertreffen, so wütete damals ein staatlich sanktionierter Terror, von dem nichts in die Medien dringen durfte. Von den Opfern der NS-Herrschaft war offiziell fast nie die Rede. Nur die Hinrichtung der Geschwister Scholl wurde kurz vermerkt, weil sich ihre Aktion an der Münchner Universität nicht verschweigen liess. Über die Millionen vergaster Juden gab es keine Zeitungsmeldung.

Wie sehr ich mich an diese Form von Presse gewöhnt hatte, wurde mir klar, als mir 1945 eine Nummer der US-Soldatenzeitung Stars and Stripes in die Hände fiel. Da war in einer Folge von sechs Bildern die Erschiessung eines deutschen Generals abgebildet, der übrigens, was mich wunderte, keinen Namen hatte. Das ging von der Vorführung über das Anbinden an einen Pfahl bis zu dem Bild, wo der Erschossene in den Seilen hängt. Obwohl – oder gerade weil? – ich selbst ähnliches erlebt hatte, empfand ich dies zuerst nicht nur als aufwühlend und schockierend, sondern vor allem als ungehörig und barbarisch. Solche Bilder waren doch nichts, was man sich morgens zu Rührei und Kaffee geschwind ansah! Aber dann fragte ich mich auch, was denn nun schlimmer sei, solcher Exhibitionismus der Gewalt oder der von niemandem, von keiner Öffentlichkeit kontrollierte Terror. Und die Antwort war einfach. Heute, wo zynische Medienfritzen mit gefilmter Menschenquälerei Geld verdienen wollen, meine ich allerdings, es gebe eine Grenze für das, was ein Mensch, zumal ein kindlicher, an Gewaltbildern verkraften kann, ohne dass sich hässliche Schwielen auf der Seele bilden.

Damals jedenfalls wussten wir, dass sich nur ein genehmigter Ausschnitt der Wirklichkeit in den Medien spiegelte. Für den Rest waren wir auf Auslandssender oder auf den Zufall mündlicher Berichte angewiesen. Solch ein Zufall ereignete sich Mitte Januar 1942. Ich kann das Datum

118 genau bestimmen, weil es verbunden ist mit dem Tod der Haller Grossmutter. Zu ihrer Beerdigung kam auch einer ihrer Neffen, Onkel Alfons. Er war Oberstabsarzt bei der Wehrmacht und hatte hinter der Front in der Ukraine leichtverwundete Soldaten zu kurieren, die nicht in ein Heimatlazarett zurücktransportiert wurden.

Dieser Onkel war, wie meine Grossmutter, praktizierender Katholik und hatte sehr dezidierte Vorstellungen von dem, was gut, noch eindeutiger von dem, was böse war. Er war am Tage nach der Beerdigung seiner Tante noch dageblieben und wollte sehen, ob er meiner verwitweten Mutter, deren Ältester ja auch an der Front war, bei der Ordnung dessen helfen konnte, was die Grossmutter hinterlassen hatte. Zufällig hörte ich aus einem Nebenzimmer mit, als Onkel Alfons von seiner Tätigkeit in der Ukraine zu erzählen begann. Zu ihm würden immer wieder blutjunge neunzehnjährige SS-Leute gebracht, die keinerlei körperliche Verletzungen hätten, aber völlig zusammengebrochen seien. Inzwischen wisse er auch, warum. Sie müssten Hunderte von Juden erschiessen, Männer, Frauen, Kinder, tagaus, tagein, und das hielten die jungen Leute nicht aus. Aber wie solle er, der Wehrmachtsarzt, ihnen helfen? Er habe ja nicht die Macht, dem Morden ein Ende zu setzen. Er schreibe nur Atteste, damit die verstörten jungen Menschen nicht wieder dahin zurückmüssten, woher sie gekommen seien.

Ich vermag heute, ein halbes Jahrhundert später, nicht mehr genau zu sagen, was diese Mitteilungen eines ganz und gar verlässlichen Menschen für den Fünfzehnjährigen bedeutet haben. Immerhin habe ich nichts davon vergessen. Gerade den Krieg gegen «den Bolschewismus» hatte die NS-Propaganda als Kampf des Guten gegen das Böse inszeniert, und sogar manche kirchliche Verlautbarung war den Nazis darin gefolgt: Da war von der Verteidigung

des christlichen Abendlandes gegen die atheistischen **119** Horden Asiens die Rede. Und nun wurden die Streiter für das Gute zu gemeinen Massenmördern?

Heute wundere ich mich nicht mehr darüber, dass mich die Bilder, die der Onkel in mir wachrief, verfolgt haben, sondern eher, dass dies keine radikaleren Folgen hatte. Sicher, jetzt wusste ich: Zur SS bringt mich niemand. Dem, was diesen jungen Burschen zugestossen ist, wirst du entgegen, mit allen Mitteln. Aber das war doch wohl eine reichlich beschränkte, egoistische Reaktion. Was tat ich dafür, dass dieses Morden ein Ende nahm? Jedenfalls kam ich nicht zu dem Schluss, die Niederlage der deutschen Militärmaschinerie nun für notwendig, für moralisch unausweichlich anzusehen oder sie gar zu wollen. Vielleicht war ich schon so an das allgemeine Morden und Sterben gewöhnt, an den rapide schwindenden Preis menschlichen Lebens, dass ich schliesslich das, was ich gehört hatte, damit zu verrechnen versuchte. Das spräche nicht für meine moralischen Massstäbe. Aber vielleicht ist es in einem Krieg nun einmal unvermeidlich, dass die meisten Menschen vor allem darüber nachdenken, wie sie selbst überleben können, physisch und psychisch. Vielleicht musste ich erst, genau drei Jahre später, mit eigenen Augen sehen, wozu nazistischer Vernichtungswille fähig war.

*19. Februar 1994*

**Liebe Lisa**, vier Jahre nach Kriegsbeginn, Anfang September 1943, wurde ich Flakhelfer. Wahrscheinlich hast Du das Wort schon oft gehört, auch das von der Flakhelfer-Generation, zu der Jochen Vogel, Horst Ehmke oder Dietrich Genscher gehören. Aber was war ein Flakhelfer? Ein Mittelding zwischen Pennäler und Soldat. Wahrscheinlich sagst Du sofort: das geht ja gar nicht.

120 Und es ging auch nicht. Wir waren zu neun Zehnteln Soldaten, wenn auch zweiter Klasse, und vielleicht zu einem Zehntel blieben wir Gymnasiasten.

Nachdem in Stalingrad die sechste Armee ausgelöscht worden war, hatten in Berlin findige Köpfe sich überlegt, wie auch die Sechzehnjährigen für den totalen Krieg zu verwenden seien. Sie kamen auf die originelle Idee, ganze Schulklassen zur Fliegerabwehr einzuberufen, damit die älteren Flak-Soldaten an die Ostfront kommandiert werden konnten, wo inzwischen die schweren Flakgeschütze als Panzerabwehr gebraucht wurden. Damit aber nicht deutlich wurde, dass man auf das letzte Aufgebot angewiesen war, blieben die Flakhelfer Schüler. Sie sollten möglichst da in die Flakstellungen einrücken, wo sie zu Hause waren, und ihre Lehrer sollten, nachdem die Ausbildung zu Ende war, sie auch wieder unterrichten dürfen.

Da es in der Umgebung der Kleinstadt Schwäbisch Hall keine Flugabwehr gab, wurden die Haller Pennäler klassenweise nach Karlsruhe verfrachtet, zuerst in eine Kaserne. Dort begann meine erste Rekrutenzeit, die erste von insgesamt dreien. Wir wurden auf Buden verteilt, immer etwa zehn auf ein Zimmer mit zweistöckigen Betten, die man «Fallen» nannte. Wir lernten Fallen bauen, also die groben Leintücher über den Strohsäcken so glattzuziehen, dass der Unteroffizier keinen Anlass fand, uns zur Strafe zehn Liegestütze absolvieren zu lassen. Wir wurden eingekleidet in altes Kommisszeug, nur zum Ausgang bekamen wir eine blaugraue Uniform, die eigens für uns erfunden worden war: halb Soldat, halb Hitlerjunge. Natürlich waren die Drillliche zum Exerzieren für Ältere genäht worden, und so waren manche Ärmel so lang, dass beim «Stillgestanden» gar nicht erkennbar war, ob die Hände auch vorschriftsmässig an die Hosennaht gepresst waren. Auch Stahlhelme bekamen wir verpasst, und wir mussten selbst lachen, wie hilflos unsere schmalen Kinderköpfe unter den



riesigen Stahlhelmen hervorlugten. Und natürlich lernten wir rasch, dass beim Militär nie die Helme zu gross, sondern nur die Köpfe zu klein und dass wir daran selber schuld waren. Hans, der Kleinste unserer Klasse, bekam einen Stahlhelm, in dem der grössere Teil seines Kopfes verschwand, so dass er selbst gar nichts mehr sehen konnte, der Unteroffizier nur eine Nasenspitze und einen ergeben lächelnden Mund, aus dem gelegentlich ein «Ja-woll, Herr Unteroffizier» herauskam. So durfte Hans in der Kammer einen anderen Stahlhelm «fassen», der natürlich immer noch zu gross war.

Wie alle sehr jungen Menschen, wollten wir erwachsen sein, legten Wert darauf, als Erwachsene behandelt zu werden. Das zeigte sich, als wir unseren Anspruch auf Rasierseife geltend machten. Soldaten, die so jung waren, dass sie sich nicht rasieren mussten, waren beim Kommiss nicht vorgesehen. Aber unser Spiess (der Hauptfeldwebel) hatte entschieden, dass wir noch keine Rasierseife brauchten, immerhin waren die meisten noch nicht siebzehn. Aus Protest liessen wir alles wachsen, was auf unseren Milchgesichtern wachsen wollte. Meist war es nur Flaum, aber der wurde schliesslich doch recht lang und war weniger appetitlich als ein richtiger Bart. So erstritten wir unsere Rasierseife.

Im Übrigen bestand die Ausbildung im üblichen Schleifen, dem Exerzieren, das wir seit unserem elften Lebensjahr weidlich geübt hatten, aber dann eben auch im Hinlegen, Deckung nehmen, Heranrobben, Aufspringen, Stürmen. Nur am Gewehr wurden wir noch nicht ausgebildet, dafür an leichten Flakgeschützen, die je vier Rohre von 2 cm Durchmesser hatten. Das war insofern eigenartig, als wir ja Karlsruhe vor britischen und amerikanischen Bombern schützen sollten. Die aber flogen so hoch, dass wir sie mit diesen kleinen Kanonen niemals erreichen konnten.

122 Unser Unteroffizier hiess Nalepinski und kam aus Oberschlesien. Er war alt genug – und klug genug –, um in uns zuerst einmal die grossen Kinder zu sehen, die wir nicht mehr sein wollten. Er gab uns Unterricht über Gas-Wehrab-Mittel, also den Gebrauch der Gasmasken. Auch sonst hatte Nalepinski einige Not mit der deutschen Sprache, was meiner Sympathie für ihn keinen Abbruch tat.

Mitte Oktober wurden wir an den Chiemsee gekarrt, wo wir, auch bei Nacht, mit scharfer Munition auf Scheiben schiessen durften, die ein Boot hinter sich herzog. Ich war wohl ziemlich nervös und traf nicht viel. Beim Rohrwechsel – denn die dünnen Rohre wurden vom Schiessen rasch heiss – brachte ich einen Finger unter eines der Rohre. Die Schmerzen, die sich schliesslich vom zerquetschten Finger über den Ellbogen bis unter die Achsel hinstreckten, haben mir den Genuss der herbstlichen Farbenpracht am See vergällt.

22. Februar 1994

**Liebe Lisa**, im November rückten wir in unsere Karlsruher Stellung ein. Sie lag im «Gleisdreieck», also zwischen Schienensträngen, eine halbe Stunde zu Fuss vom Hauptbahnhof in Richtung Durlach. Da standen nur ein paar Baracken zwischen halbhochem Gestrüpp und vergilbtem Gras, nicht weit davon die runden, dürrig getarnten und durch Erdwälle gegen Splitter abgeschirmten Geschützstellungen. Wir lebten mitten in der Grossstadt und doch abseits in einer Einöde, an der in regelmässigen Abständen Züge vorbeifuhren, stampfende, keuchende Dampflokomotiven vor Güterzügen mit Kohle oder Zuckerrüben, vor Personenzügen, die morgens in der Dunkelheit Arbeiter und vor allem Arbeiterinnen zu den wenigen Fabriken und vielen Büros in Karlsruhe oder Durlach brachten, gele-

gentlich auch vor den Güterwagen, in denen Infanterie- oder Panzer-Regimenter nach Osten unterwegs waren.

123

Unsere wichtigste Beschäftigung war das Wacheschieben, ich habe es in guter Erinnerung. Zwei Stunden Ruhe, die kein Kommando störte, auch nicht das Lachen der Kameraden, die sich in der engen Baracke die Zeit mit mehr oder minder witzigen Witzen vertrieben. Vielleicht weil es Spätherbst und Winter war, erinnere ich mich nur an die Nächte, in denen ich von einem Geschütz zum anderen patrouillierte. Sicher, es war kein Vergnügen, eine oder zwei Stunden nach dem Einschlafen schon wieder geweckt zu werden. Aber dann konnte ich, zwischen den Geschützen herumstapfend, meinen Gedanken nachhängen, zu mir kommen, an zu Hause denken, manchmal auch eine Melodie nachklingen lassen oder leise pfeifen, die mir aus einer der Opern nachgingen, die ich im badischen Staatstheater gesehen hatte. Denn manchmal durften wir abends ins Theater gehen, in ein richtiges grosses Theater. Das war etwas anderes als die seltenen Gastspiele im Haller «Neubau». Rigoletto, Madame Butterfly und natürlich auch der Freischütz gehörten zu meinen ersten Opernerlebnissen, und niemals später haben mich Opern so zum Mitschwingen gebracht wie die wenigen, die ich damals, geistig und seelisch ausgehungert, geniessen konnte.

Das Besondere am Flakhelfer-Dasein war, dass wir uns alle seit vielen Jahren kannten, gemeinsame Erinnerungen an gut sechs Jahre Oberschule pflegen konnten, dass jeder von jedem wusste, was von ihm zu erwarten und zu befürchten war. Wir mussten einander nichts vormachen, konnten uns so kindlich, oft auch kindisch geben, wie wir waren. Da wir als Verpflegung Tag für Tag Kunsthonig bekamen, einen gelblichen Brotaufstrich aus viel Zucker und ein wenig Fett, gründeten wir schliesslich einen Kunsthonigbund, wählten einen Präsidenten – ich glaube

124 es war Frieder Ruth, den ich ein Vierteljahrhundert später als Bürochef von Kanzler Kiesinger wiedertraf. Wir begrüßten uns mit dem Ruf «Kunsthonig!» und philosophierten tiefgründig über Herkunft, Zweck und Sinn dieses Brotaufstrichs. Warum ich solchen Kram erzähle? Einfach, **Lisa**, damit Du siehst, was wir, die jungen Vaterlandsverteidiger, noch für Kindsköpfe waren.

Im Gleisdreieck habe ich meinen 17. Geburtstag gefeiert. Schöner war, vierzehn Tage später, die Weihnachtsfeier. Einer von uns, Albert, der später Apotheker wurde, hatte seine Geige kommen lassen und spielte das Largo von Händel – im hektographierten Programm hiess es «Sago» –, und dann sangen wir, assen das Gebäck, das unsere Mütter sich von ihren Rationen abgespart hatten, und kamen sogar mit unseren Unteroffizieren in ein lockeres Gespräch.

So fühlten wir uns in unserer Stellung leidlich wohl. Nur der Unterricht, den man uns versprochen – oder angedroht? – hatte, fand praktisch nicht statt. Wir trugen das mit Fassung, obwohl doch die Flakhelfer nur erfunden worden waren, damit die Schulbildung der jungen Leute, die schliesslich ein Abitur machen wollten, nicht schon nach der zehnten Klasse zu Ende war. Ich erinnere mich nur an einen Vormittag, an dem ein älterer Karlsruher Studienrat uns eine Art Vorlesung über deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts hielt. Wahrscheinlich war ich der Einzige, der davon etwas aufschrieb, also wirklich zuhörte.

Politiert haben wir in unserer Baracke sehr wenig. Heute wundere ich mich darüber, denn wir hatten keine Angst, denunziert zu werden. Vielleicht wollten wir nicht an uns heranlassen, was da in Europa und Afrika geschah. Denn wir hätten uns dann klarmachen müssen, was uns erwartete. Immerhin ist von unserer Klasse noch jeder vierte gefallen.

Nur eine politische Erfahrung von damals ist mir geblieben: Am anderen Ende des Gleisdreiecks, fünf Minuten zu Fuss von unserer Stellung, lagen elsässische Flakhelfer. Sie hatten dieselben Kanonen, dieselben Uniformen wie wir, waren Pennäler wie wir, ich glaube aus Mühlhausen, und so suchten wir Kontakt mit ihnen, wollten sie einladen, mit ihnen umgehen, wie man mit Kameraden umgeht. Aber sie wollten nichts mit uns zu tun haben. Man hatte sie zu einem Dienst gepresst, den sie, die sich als Franzosen fühlten, niemals freiwillig geleistet hätten. Sie taten ihren Dienst ohne Eifer, auch ohne Widerstand, denn dazu hatten die Elsässer zuviel Erfahrung im Umgang mit neuen Herren. Aber sie wollten alles vermeiden, was vergessen lassen konnte, dass sie gezwungen worden waren. Wir waren für sie keine Kameraden. Waren wir sogar «boches»? Oder nur einfach naive Burschen, die noch nicht begriffen hatten, wie der Krieg ausgehen würde? Damit hätten sie sicher recht gehabt.

Zu Heldentaten hätten wir mit unseren lächerlichen Kanönchen auch dann keine Gelegenheit gehabt, wenn Karlsruhe schon im Winter 1943/44 bombardiert worden wäre. Zu unserem Glück geschah dies erst ein Jahr später. Natürlich gab es immer wieder Alarm.

Wir rannten zu unseren Geschützen und starrten zum Himmel, wo Scheinwerfer nach Feinden suchten, meist vergebens. Die Bewährungsprobe blieb uns erspart.

Schliesslich liess sich auch höheren Orts unsere Nutzlosigkeit nicht mehr verbergen. So wurden wir vorzeitig, wohl Ende Januar 1944, nach Hause geschickt, offiziell, damit wir wieder in die Schule gehen konnten, in Wirklichkeit, weil wir nun bald zum Reichsarbeitsdienst geholt werden sollten.

**Liebe Lisa,**

Anfang März 1944 wurde ich zum RAD einberufen, das war die Abkürzung für Reichsarbeitsdienst. Wie es eine Wehrpflicht gab, so gab es eine Arbeitsdienstpflcht. Sie war vor dem Wehrdienst abzuleisten. Ich sollte mich in Stuttgart melden, von dort gehe ein Sammeltransport in Richtung Neu-Bistritz.

Du hättest heute noch mehr Mühe, diesen Ort auf einer Karte ausfindig zu machen, als ich sie damals hatte. Du würdest allenfalls ein winziges Städtchen namens Nova Bistrice finden, und zwar auf dem Gebiet der Tschechischen Republik, ganz nahe der österreichischen Grenze in Südmähren. Damals gehörte der trostlose Marktflcken nicht zum Reichsprotektorat Böhmen und Mähren, das im März 1939 errichtet worden war, es war schon im Oktober 1938 von der Tschechoslowakei abgetrennt und zu Niederösterreich geschlagen worden, weil da überwiegend Deutsche wohnten. Das stimmte sogar, wie ich sehen konnte, als ich nach der Schneeschmelze, im Mai, an einem Sonntag durch die Friedhöfe von zwei nahegelegenen Dörfern ging. Auf den Grabsteinen gab es vorwiegend deutsche Namen.

Nach der Schneeschmelze, im Mai. Ja, **Lisa**, Du hast richtig gehört, denn das Waldviertel, so heisst die Gegend, ist eine wellige Hochebene, und als wir Anfang März dort ankamen, lag noch meterhoch Schnee. Nein, der Schnee lag eigentlich nicht, er wurde von einem eisigen Wind über die Hochebene gefegt und türmte sich, wo er Widerstand fand, haushoch. Oft war nicht zu erkennen, ob hinter dem Schneehügel noch eine Hütte versteckt war.

Aber ich greife vor. In Stuttgart wurden zwischen zwei- und dreihundert junge Leute in einen Zug gesteckt, der

gemächlich Richtung Osten zuckelte. Als wir einander erklärten, wer wir waren und woher wir kamen, merkten wir, dass im ganzen Zug fast nur entlassene Flakhelfer sassen, alle aus Württemberg, die meisten aus dem Raum Stuttgart, aus meiner Haller Schule waren es nur drei oder vier. Das war insofern erstaunlich, als es zur Ideologie des RAD gehörte, dass sich dort alle Schichten des Volkes bei der Arbeit begegnen sollten. Unter uns aber war kein einziger Arbeiter, kein Lehrling, kein Bauer, nur Oberschüler, Siebzehnjährige, die inzwischen ein Notabitur in der Tasche hatten, das übrigens nach dem Krieg nichts galt.

Von der Fahrt weiss ich nur noch, dass wir am Tage nach der Abfahrt in Pilsen so lange hielten, dass wir uns sogar für ein paar Stunden die westböhmisches Grossstadt ansehen durften, die – vom Bier einmal abgesehen – als Waffenschmiede des Habsburgerreiches berühmt geworden war. Pilsen gehörte zum Protektorat, war also eine überwiegend tschechische Stadt, und ich war, nach allem, was wir über die zurückgebliebenen, schlampigen Slawen gehört hatten, auf ein tristes, schmutziges Häusermeer mit ungepflegten Bewohnern gefasst. In Wirklichkeit war Pilsen damals eine hochmoderne Industriestadt mit mehr Verkehr als Karlsruhe und mit gutgekleideten, selbstbewussten Menschen. Was uns, den Siebzehnjährigen, aber am meisten Eindruck machte, waren die Mädchen. Sie waren eleganter als in Stuttgart und wohl auch hübscher, wie wir ebenso verblüfft wie übereinstimmend feststellten. Die meisten waren blond, und zwar, das sah man, von Natur. Sicher, wir hatten über die Rassenlehre der Nazis unsere Witze gemacht, aber wie schief sie war, haben mir erst die hübschen Tschechinnen in Pilsen beigebracht, die übrigens Annäherungsversuche der deutschen Zivilisten – wir waren ja noch in Zivil – lächelnd und souverän abwiesen.

128 Erst am nächsten Tag kamen wir in jener verlassenem Ecke zwischen Mähren, Böhmen und Österreich an, wo, einige Kilometer von Neu-Bistritz entfernt, unser Lager stand. Wir schleppten unsere Koffer durch hohen Schnee, und unsere leichten Halbschuhe waren schon nass, als in der endlosen Schneewüste die Baracken des Lagers auftauchten. Dort wurden wir in Empfang genommen von ein paar «Vormännern», denn so nannte man beim RAD das, was beim Militär Gefreite sind. Sie erklärten uns in ihrem gemilderten Wienerisch, das sie für Hochdeutsch hielten, sie seien unsere Ausbilder, wir hätten ihnen zu gehorchen.

Wir sollten also, wieder einmal, ausgebildet werden. Wozu, war nicht ganz klar, denn Gewehre hatte auch der RAD nicht, und den übrigen Drill hatten wir schon bei der Flak absolviert. Rasch wurde auch klar, dass es für uns, die Arbeitsmänner aus Schwaben, hier gar keine Arbeit gab. Da gab es keine Wege zu bauen oder Sümpfe auszutrocknen. Der Arbeitsdienst war längst Selbstzweck geworden. Längst war der Spaten, den man uns aushändigte, Abzeichen und Ausweis des Arbeitsdienstes, kein Werkzeug mehr. Es war sogar verboten, ihn durch das Graben von Löchern oder das Umgraben von Rabatten zu entweihen. Er war nur zum Exerzieren da und zum Putzen. Er sollte – solch hehre Ziele wurden uns gesetzt – so glänzen, dass wir uns darin rasieren könnten. Also rieben wir ihn ab, immer aufs Neue, mit Glaspapier, erst mit gröberem, dann mit feinerem, schliesslich wienerten wir ihn mit einem Lappen, damit wir nicht auffielen beim Exerzieren. «Den Spaten – über!» «Präsentiert den – Spaten!» «Spaten – ab!». Das einzig Originelle war also, dass wir mit dem Spaten all die «Griffe» üben durften, die sonst dem Karabiner, dem Gewehr, vorbehalten waren. Ich kann heute noch den Spaten präsentieren.

Am meisten unterschied sich der – männliche – RAD vom Militär dadurch, dass sein Führungspersonal linientreuer,



vor allem aber so beschaffen war, dass Heer oder Luftwaffe es nicht haben wollten.

Und wir hier oben im Waldviertel – aus dem, wie wir sofort erfuhren, die Ahnen des Führers kamen – hatten es besonders übel getroffen. Uns kommandierte eine in sich geschlossene Gruppe von Leuten, die Marx Lumpenproletariat genannt hätte. Es war Wiener Lumpenproletariat, meist gescheiterte Existenzen, die nach dem Anschluss Österreichs für ihre nazistische Gesinnung einen Posten verlangten und bei der Wehrmacht – und wohl auch bei der Waffen-SS – nicht ankamen. So durften sie ihre Resentiments an blutjungen Arbeitsmännern auslassen, zum Beispiel an uns, den schwäbischen Abiturienten. Seltsam, ich erinnere mich an keinen einzigen Namen, an kein Gesicht, nicht einmal an die diversen Dienstgrade zwischen dem Vormann und dem Feldmeister. Ich empfand unsere Vorgesetzten als Kollektiv, schliesslich sogar als Bande, der wir in unserer Einöde, weitab von aller Zivilisation, ausgeliefert waren.

28. Februar 1994

**Liebe Lisa**, was ich Dir jetzt erzähle, wirst Du vielleicht nicht glauben wollen. Warum, wirst Du einwerfen, hast Du Dir das alles gefallen lassen? Natürlich gab es auch beim RAD das Recht, eine Beschwerde einzureichen. Aber die es versucht haben, mussten es büssen. Die Bande hielt zusammen, und wer aufmuckte, hatte keine ruhige Minute mehr.

Wir waren noch keine Woche im Lager, da hinkte ich daher wie ein sehr alter Mann, steifer, gekrümmter, als ich es heute bin. Das kam so: Zum einen mussten wir, wie das üblich war, unsere Strohsäcke neu füllen, und dazu gab es nur feuchtes Stroh. So brauchten wir abends ziemlich lange, bis wir in der Falle warm wurden, und am Morgen

130 dampften die Leintücher in die kalte Stube hinein, bis wir die «Fallen» über dem dampfenden Strohsack wieder akkurat «gebaut» hatten. So hatte ich bald Rheuma in allen Gliedern. Zum anderen: ich bekam ein Paar Knobelbecher, deren einer hinten an der Ferse höchst unprofessionell geflickt war. Nach zwei Tagen Dienst war meine Ferse ein blutiger, entzündeter Klumpen. Ich ging zur Kammer und bat um ein anderes Paar Stiefel, wurde aber rüde abgefertigt: wenn ich wunde Füße hätte, solle ich gefälligst zur Heilstube gehen. So nannte man die Baracke, wo ein ehemaliger Stallknecht aus Hohebuch bei Waldenburg als Heilgehilfe für die Gesundheit der ganzen Abteilung verantwortlich war. Auch der Heilgehilfe warf mich hinaus: Wenn ich die falschen Stiefel hätte, solle ich gefälligst zur Kammer gehen. Dass ich von dort kam, rührte ihn wenig. So hinkte ich unter wachsenden Schmerzen noch ein paar Tage umher, bis mir ein besonders geschickter Kamerad die Innenseite meines Stiefels so weit glättete, dass der Fuss nicht mehr neu aufgerissen wurde.

Inzwischen war der Schneesturm schärfer geworden. Er wehte binnen Kurzem all die Schneisen zu, die uns mit der Aussenwelt verbinden sollten. So wurde die ganze Abteilung zum Schneeräumen eingesetzt. Nur: wir waren dazu nicht ausgerüstet. Ohne Mäntel, mit durchlöchernten Handschuhen kämpften wir mit unseren Schaufeln tagelang gegen den Schnee an, ohne jeden Erfolg. Wo wir einen Weg freigeschaufelt hatten, hatte sich nach einer Stunde wieder meterhoch Schnee angesammelt, als ob wir nie etwas getan hätten. Über uns hinweg und durch unsere Uniformen hindurch piff ein eisiger Wind, wie ich ihn seither nie wieder erlebt habe, obwohl ich doch lange im Schwarzwald gelebt habe. Wir hatten immer wieder das Gefühl, uns friere das Gesicht ein, und so versuchten wir, mit den Handschuhen das Gesicht zu reiben. Natürlich hatten wir eiskalte Füße, denn die hatten die geringste Bewegung. Aber auch die

Hände waren kalt, denn die Handschuhe, auch wo die **131** Löcher sich in Grenzen hielten, taugten nicht für diese sibirische Kälte.

Am meisten empörte uns, dass die ganze Arbeit offenkundig sinnlos war. Allen Strapazen zum Trotz konnte kein Auto, nicht einmal ein Schlitten, das Lager erreichen. Darum ging es aber auch nicht mehr, es ging um einen Härtestest. So, sagten unsere Vormänner, gehe es in Russland zu, und wir sollten uns rechtzeitig daran gewöhnen.

Zu diesem Gewöhnungstest passte es, dass wir uns auch über Mittag, nach dem Essen im grossen Saal, nicht aufwärmen durften. Denn es war Vorschrift, dass die Öfen in den Baracken nicht vor 18 Uhr geheizt werden durften. Über Mittag war es dort also fast so kalt wie draussen, nur ohne Wind. Und abends wurde es nur für eine oder anderthalb Stunden einigermaßen warm. Denn eine andere Vorschrift lautete, bis 21.30 Uhr müsste das Feuer in den Öfen gelöscht, die Öfen ausgeräumt und innen sauber sein. Wir haben also sofort nach Dienstschluss, das war meist nach 18 Uhr, geheizt, aber bis die Kohlebrocken, die wir nach einiger Zeit auf die Buchenklötze schütteten, glühten und Wärme gaben, ging es schon gegen acht Uhr, und da um halb zehn der Ofen innen sauber sein musste, begann das Löschen um neun Uhr, und zwar mit einer Kanne Wasser. Dass es dann aus dem Ofen heraus zischte wie aus einer Lokomotive, war so schlimm nicht. Aber dann kam ein schwärzlicher Qualm, der uns, wollten wir nicht ersticken, zwang, alle Fenster aufzureissen, bis es dann so kalt war wie zuvor.

Eine Folge dieser Vorschrift war, dass wir nie bei Tage unsere feuchten Strohsäcke am Ofen trocknen konnten, so dass der meine schon zu stinken begann, als wir sie dann in die Frühlingssonne stellen durften.

132 Jedenfalls: Wenn unsere weisen Vormänner wirklich die Absicht hatten, uns an den russischen Winter zu gewöhnen, unsere Körper wollten nicht. Als im April die Schneestürme abflauten, stellte der erste Arzt, der wieder bis zum Lager vordrang, bei jedem zehnten von uns Erfrierungen fest, vor allem an den Füssen und Händen, aber auch im Gesicht und an den Ohren.

Mir ist dies erspart geblieben. Dafür bekam ich hohes Fieber. Ich weiss heute noch nicht, ob es sich um eine Grippe oder um eine Lungenentzündung handelte. Denn zu dieser Zeit gab es keinen Arzt, der dies hätte feststellen können. Das war aber auch ganz gleichgültig, denn in der Heilstube, wohin ich gewankt war, gab es nur zwei Methoden der Therapie: Zuerst bekam man Chinin gegen das Fieber. Und wenn dies nichts half, also das Fieber nicht sank, gab es Spritzen undefinierbaren Inhalts. Niemals später bin ich mit einer so groben Nadel gespritzt worden. Und mitten im Akt des Spritzens schraubte einmal der Heilgehilfe, ich weiss nicht weshalb, die Kanüle ab, liess die Nadel stecken und verschwand für eine Zeit, die dem Fiebernden unendlich vorkam, aber wohl nur einige Minuten dauerte. Schliesslich bekam ich den Rest der Spritze – oder die doppelte Portion? Ich weiss es nicht.

Natürlich fruchtete diese Behandlung nichts, und so dämmerte ich mit hohem Fieber eine gute Woche vor mich hin, nahm zuerst geduldig mein Chinin, bis ich es so satthatte, dass ich es, wenn der Heilgehilfe nicht zusah, zum Barackenfenster hinaus in den Schnee warf. Offenbar haben es die Kameraden, die neben mir lagen, nicht anders gehalten, denn als der Schnee geschmolzen war, blieb es vor den Fenstern der Heilstube noch lange weiss.

Als ich schon zu zweifeln begann, ob ich bei solcher Behandlung je wieder gesundwürde, erhielt ich mit der ersten Post, die wieder durchkam, ein Päckchen von meiner Mut-

ter. Darin war eine Schachtel Wybert- Lakritzen. Ja, die gab es damals schon. Und von da an wurde mein Husten besser. Natürlich waren es nicht die Pastillen, die Wunder wirkten, es waren die Abwehrkräfte eines Siebzehnjährigen, die von Chinin und Spritzen wohl eher behindert worden waren.

Als ich aus der Heilstube entlassen wurde, war vom Schnee schon nicht mehr viel übrig, und der grosse Lagerplatz, den ein Dutzend Baracken umsäumten, war schon schneefrei. Wir konnten also exerzieren. Und das taten wir auch bis zum Umfallen, wobei die Neigung dazu bei mir in den ersten Tagen früher auftrat als bei den anderen. Aber Exerzieren waren wir gewohnt, das gehörte dazu, auch wenn alles bis zum Stumpfsinn wiederholt wurde. Schlimm wurde es, wenn wir mit Gasmaske zu exerzieren hatten. Und am schlimmsten war es, wenn wir mit Gasmaske im Dauerlauf durch die Gegend gejagt wurden. Ich bin ein Mensch, der immer viel Sauerstoff braucht. Und so meinte ich nach wenigen Minuten zu ersticken. Wie Schäferhunde rannten – natürlich ohne Gasmaske – die Vormänner neben uns her und passten auf, ob jemand mit der Hand unter die Gasmaske fuhr, um sich einen Atemzug Luft zu verschaffen. Wer erwischt wurde, bekam von einem Vormann Nachhilfeunterricht, er wurde also separat durch die Gegend gehetzt, manche, bis sie umfielen. Ich hatte Glück. Obwohl ich mehr als einmal in meiner Not für eine halbe Sekunde den Zeigefinger zwischen Gesicht und Gasmaske steckte, wurde ich nicht ertappt. Aber noch heute gehören diese Dauerläufe mit Gasmaske zu meinen Angstträumen.

Natürlich sollte dies alles nur als Vorbereitung auf den Ernstfall gelten, nicht als Schikane. Und als Übung für den Ernstfall sollten wir auch das nehmen, was im Kommissdeutsch «Maskenball» heisst. Maskenbälle fanden nach Dienstschluss statt, am Abend, und sie konnten viele Stun-

134 den dauern. Sie bestanden darin, dass wir immer wieder in einem anderen Aufzug antreten, uns also immer wieder in ganz kurzer Zeit umziehen mussten. Einmal im Ausgeh-anzug, dann im Arbeitsdrillich, dann in der Dienstuniform mit Spaten. Kaum waren wir weggetreten in die Stuben, kam das neue Kommando, und jeder suchte sich die Hose oder die Mütze, die ihm am nächsten lagen, denn wer zu spät kam, den bestrafte der Vormann. So waren unsere Stuben nach jedem Maskenball ein einziges Chaos, in dem jeder versuchte, seine Sachen zusammensuchen, sie vom Kameraden einzufordern, der sie in der Eile benutzt hatte. Nun lässt sich sogar argumentieren, auch im Ernstfall müsse jeder rasch seine Uniformjacke, sein Gewehr und seine Patronentasche parat haben. Aber warum mussten wir zum Beispiel antreten in der Unterhose mit Gasmaske oder im Nachthemd mit Koppel und Spaten? Doch wohl nur, um uns zu zeigen, was wir für lächerliche Kreaturen waren.

Es ging nicht um Ausbildung – die bekamen wir beim Heer ohnehin noch einmal. Es ging um Demütigung. Die übelste erfuhr ich im Waschraum. Dort war es Vorschrift, dass wir uns mit entblösstem Oberkörper wuschen. Und das tat ich auch gern. Als ich eines Morgens mit dem Waschen fertig war und wieder mein Unterhemd angezogen hatte, stand ich plötzlich in einer Wasserflut. Ein Vormann – ich weiss wirklich keinen Namen mehr – hatte mir eine volle Waschschüssel über Gesicht und Körper geschüttet. Alles war nass, Hose, Unterhose, vor allem aber hatte sich das Wasser in den Knobelbechern gestaut. Obwohl die Kameraden neben mir bestätigten, dass ich mich vorschriftsmässig, also ohne Hemd, gewaschen hatte, gab es keine Entschuldigung, nur ein höhnisch-ungläubiges Lachen. Der Vormann hatte mir gezeigt, was ich für ein hilfloses Würmchen, was er für ein mächtiger Herr war.

Da wir nicht die ganze Woche immer nur exerzieren konnten, beschloss unsere Führung, eine Strasse zu bauen. Und da nirgends eine gebraucht wurde, bauten wir sie im Lager. Uns sollte es recht sein, immer noch besser als das ewige: «Den Spaten – über!» «Spaten – ab!» Aber wir sollten uns täuschen.

Die Steine für die Strasse mussten von einem Steinbruch geholt werden, der etwa 800 Meter entfernt lag. Obwohl es im Lager Schubkarren gab, durften wir sie nicht benutzen. Wir mussten Steinbrocken für Steinbrocken auf der Schulter zur Baustelle tragen, tagaus, tagein. Stunden um Stunden trotteten wir in Grüppchen von einem Dutzend Arbeitsmännern vom Steinbruch durch Gebüsch und lichten Kiefernwald ins Lager, einer hinter dem andern. Wenn einer der begleitenden Vormänner etwas hörte, was als Frage nach dem Sinn der Übung verstanden werden konnte, wenn gar jemand zu fragen wagte, warum wir die Schubkarren nicht benutzen durften, dann kam der Befehl «Laufschritt, marsch – marsch!» «Schneller, schneller, keine Müdigkeit vorschützen!» – Wenn wir im Lager ankamen, waren unsere Schultern blutig.

Wem wir da in die Hände gefallen waren, erfuhren wir auch im politischen Unterricht. Er war immer früh morgens und wurde abgehalten vom Lagerleiter, dem Feldmeister, vielleicht nannte er sich auch Oberfeldmeister. Wir sassen dicht gedrängt und noch ein wenig verschlafen auf langen, schmalen Bänken, natürlich solchen ohne Lehne, spritzten auf, wenn der Feldmeister eintrat, durften uns wieder setzen. Dass wir eine ganze Stunde sitzen konnten, machte uns den politischen Unterricht zum angenehmsten Teil des Tages, obwohl, was wir da zu hören bekamen, sich an Primitivität kaum mehr überbieten liess.

Der Lagerchef erzählte irgendeine haarsträubende Geschichte von Korruption, Erpressung, Veruntreuung, Raff-

136 gier, Betrug, natürlich immer aus der bösen Vergangenheit, vor allem der Österreichs, denn jetzt hatte der Führer dies alles abgeschafft. Manchmal las er auch vor oder liess vorlesen. War die Horrorgeschichte zu Ende, so kam regelmässig dieselbe Frage: «Und wer ist schuld daran?» Dann musste aus den vorderen Reihen einer aufspringen und rufen: «Der Jude!» Nicht *die* Juden waren an allem schuld, auch nicht der Jude X oder Y, nein es war immer *der* Jude. Er war böse, wie *der* Deutsche gut war. Wir liessen dieses makabre Ritual über uns ergehen – wir durften ja sitzen –, wie wir das Steineschleppen über uns ergehen liessen. Was wir davon hielten, zeigte sich später, wenn wir auf der Bude zusammen waren. Niemand kritisierte den Chef, so naiv war keiner mehr, aber wenn einem unmittelbar vor dem Heraustreten ein Uniformknopf absprang oder ein anderer seine Mütze nicht fand, kam prompt die Frage: «Und wer ist schuld daran?» Und sofort die Antwort: «Der Jude!»

Nicht dass wir keine antisemitischen Vorurteile gehabt hätten. Wir wären für geschickte, raffinierte Propaganda gegen die Juden sicher empfänglich gewesen. Aber was uns hier geboten wurde, war zu plump, zu komisch, als dass wir es noch ernst nehmen konnten, und es nährte bei vielen die Zweifel an der Seriosität dessen, was sich als nationalsozialistische Weltanschauung ausgab.

Als ich, **Liebe Lisa**, eben zu schildern versuchte, wie wir brav und aufrecht auf unseren Bänken hockten, fiel mir ein, dass wir ja auch kulturell «betreut» wurden. Während des Krieges wurden, übrigens von allen Armeen, Künstlerinnen und Künstler angeworben, die dafür sorgen sollten, dass die Soldaten ihren tristen Alltag für ein paar Stunden vergessen konnten. Amerikanische Soldaten konnten bei dieser Gelegenheit sogar Marlene Dietrich kennenlernen. Bei uns lief dies so ab:



Uns wurde mitgeteilt, am Abend, nach dem Essen, hätten wir anzutreten und nach Neu-Bistritz zu marschieren. Dort, in einer Turnhalle, werde eine Operette gegeben. Es war gegen Ende der Schneeschmelze, ich kam eben aus der Heilstube. Die Wege und Strässchen nach Neu-Bistritz, meist ungeteert, waren matschig, schlammig. Als wir nach einer guten Stunde am Ort des zugeteilten Kulturerlebnisses ankamen, waren Schuhe und Strümpfe – oder waren es Fusslappen? – gründlich durchnässt. Die Turnhalle war ungeheizt, die Füße wurden kalt und kälter. Und wir saßen wieder in Reih und Glied auf langen, schmalen Holzbänken ohne Lehne. Der Vorhang ging auf, zu sehen war ein Mann am Klavier, daneben stand eine ältliche, aufgetaktelte Dame, deren Gestalt bewies, dass die Truppenbetreuung Künstlerinnen ausreichend ernährte. Das Klavier war ziemlich verstimmt, und als die Dame zu singen begann, waren wir es auch. Die beiden Künstler, die wohl aus der unmittelbaren Umgebung angeheuert worden waren, gaben Chansons aus irgendeiner Operette – oder mehreren? – zum Besten. Geblieben ist mir nur ein besonders schmalziges Lied «Gebundene Hände – das ist das Ende!» Leider war dies noch nicht das Ende, es ging noch lange so weiter. Dann kam eine Szene, in welcher der Klavierspieler der Diva so energisch beide Hände schüttelte, dass die wabbelnden Oberarme der korpulenten Sängerin – denn sie trug trotz der Kälte uns zu Ehren ein armfreies Abendkleid – so in Schwingung gerieten, dass aus dem Publikum Kichern zu hören war.

Als wir gegen Mitternacht todmüde mit schmutzigen Uniformen und noch nasserem Stiefeln wieder im Lager angelangt waren und uns fluchend auf unsere Fallen warfen, blieb uns nur die Hoffnung, künftig vor solcher Art von Kultur verschont zu bleiben. Es war eine der wenigen Hoffnungen, die sich erfüllten.

**Liebe Lisa**, dass eine andere, wichtigere Hoffnung nicht vergeblich war, verdankten wir der Wehrmacht. Obwohl wir wussten, dass wir nur aus dem RAD entlassen würden, weil die angeschlagene Wehrmacht uns brauchte, sehnten wir den Tag der Entlassung herbei. Er kam schon Ende Mai, zu einer Zeit, als ein später Frühling das Waldviertel in seiner herben Schönheit erblühen liess: hellgrüne Weiden, zwischen dunklen Waldstücken mit Fichten und Kiefern, ab und zu ein Dörflein oder eine barocke Wallfahrtskirche, die den Betrachter, zumal wenn er nur protestantische Kirchen von innen gesehen hatte, durch ihre Pracht erschlugen. Dabei war das alles nicht Marmor, sondern bemaltes Holz.

Vor der Entlassung wurde uns noch ein kleiner Triumph zuteil: Der Lagerchef wurde abgelöst. Nicht weil er uns der Willkür seiner Gesellen ausgeliefert hatte, auch nicht, weil sich die Wehrmacht für die Erfrierungen interessierte, die ihre künftigen Soldaten behindern konnten, sondern wegen «finanzieller Unregelmässigkeiten». Wir hatten uns oft darüber gewundert und geärgert, dass wir zum Mittagessen immer wieder Kutteln bekamen. Ich weiss gar nicht, wie Norddeutsche dafür sagen, im Lexikon steht zur Erklärung: «Die gereinigten, gebrühten Vormagen des Rindes». Wir hatten die Kutteln so satt, dass manche lieber hungerten, als sie zu essen. Offenbar hatte unser Chef – und andere müssen ihm dabei geholfen haben – einiges von dem Fleisch, das uns zustand, für minderwertige Kutteln eingetauscht und dabei ein gutes Geschäft gemacht. Unsere Empörung hielt sich in Grenzen. Als wir davon hörten, waren wir schon dabei, unsere Klamotten abzugeben und aus unseren Koffern die Zivilsachen herauszusuchen. Einer fragte: «Und wer ist schuld daran?» Und fast wie ein Sprechchor schallte es durch die Bude: «Der Jude!»

Wahrscheinlich, **Liebe Lisa**, denkst Du nun, wer durch solche Erfahrungen nicht kuriert werde, der sei nicht zu kurieren. Aber was heisst kuriert? Nur ganz wenige von uns – und die hüteten sich, dies zu sagen – dürften zu dem Schluss gekommen sein, ein System, das so mit Menschen umgehe, habe es verdient, durch bedingungslose Kapitulation ausgelöscht zu werden. Eine Zukunft nach der totalen Niederlage konnten wir uns nicht vorstellen. Wohl weniger, weil die NS-Propaganda uns davor Angst einjagte. Menschen fürchten ja nichts so sehr wie das ganz und gar Unbekannte, das ganz andere.

Die meisten von uns hatten immerhin gelernt: So darf es nicht weitergehen. Aber sofort kamen die Relativierungen: Das war der Reichsarbeitsdienst, und der hatte ohnehin keinen guten Ruf. Und schliesslich gab es auch RAD-Lager, in denen es menschlicher zuging.

Was mich anging, so hatte ich am eigenen Leibe erfahren, was es heisst, ausgeliefert zu sein, gedemütigt zu werden, sich nicht wehren zu können. Das Wort «Menschenwürde» war uns, soweit ich mich entsinne, nicht geläufig, es gehörte nicht zu dem Wortschatz, mit dem wir aufwuchsen. Aber wir hatten doch unsere Massstäbe für das, was man mit Menschen anstellen durfte und was nicht. Da gab es eine Grenze. Wir zogen sie noch lange nicht da, wo Deine Generation, **Liebe Lisa**, sie ziehen würde. Aber es gab sie.

Immerhin hatten sich die Burschen, die uns nach Belieben demütigen durften, auf die NS-Ideologie berufen, auf die Unbarmherzigkeit natürlicher Auslese, darauf, dass wir nichts seien, unser Volk alles. Also lag es nahe, dass an dieser Ideologie etwas im Kern falsch sein musste, nicht nur an der Praxis, die sich darauf berief.

140 Da ich mir eine Zukunft unter fremden Besatzungstruppen nicht vorstellen konnte, begann ich darüber nachzudenken, was sich in Deutschland nach dem Krieg ändern musste. Nach dem Krieg, ich weiss heute nicht mehr, wie ich mir das Kriegsende dachte. An den Endsieg, errungen durch Wunderwaffen, glaubte ich wohl nicht mehr, aber sehr wohl an ein Kriegsende, das Deutschland und damit auch das Regime erst einmal intakt liess. Du wirst einwenden, das sei naiv gewesen. Das war es auch, und vielleicht habe ich einfach nicht den Mut gehabt, zu Ende zu denken, was ich hätte zu Ende denken können. Jedenfalls schwirrten in meinem Kopf – und nicht nur in meinem – Gedanken darüber, wie die Wehrmacht, ehe sie sich demobilisieren liess, erst einmal die Diktatur der Partei brechen könne. Das wäre auf eine Militärdiktatur hinausgelaufen, die ich wohl für hinnehmbar hielt. Was Demokratie bedeutet, hatte ich nicht gelernt.

Wichtiger als solche gedanklichen Ausflüchte war mein neues Interesse für alles, was über Konzentrationslager zu mir durchsickerte. Wenn wir, die angehenden Soldaten und Offiziere, für «die da oben» nur Menschenmaterial waren – ein häufiger Ausdruck dieser Zeit –, so waren wir doch wertvolles Menschenmaterial. Wir wurden gebraucht, schliesslich sollten wir noch den Krieg gewinnen. Wir durften schikaniert, «fertiggemacht», aber doch nicht umgebracht oder so geschädigt werden, dass wir nicht mehr brauchbar waren. Was mussten die Menschen leiden, die auch in einem Lager weitab von aller Zivilisation jeder Willkür ausgeliefert waren, aber eben nicht gebraucht wurden; die in den Augen ihrer Peiniger nichts wert waren, schlimmer: deren Vernichtung im Interesse ihrer Aufseher lag?

Bis zum Frühjahr 1944 hatten die Buchstaben KZ keine Bilder in mir wachgerufen, auch wenn ihnen etwas Bedrohliches, Unheimliches anhaftete.

Jetzt, nach dem RAD, musste meine Phantasie nur an dem weiterspinnen, was ich erlebt hatte. Deshalb, **Lisa**, habe ich Dir manche Details nicht erspart, zu denen viele aus meiner Generation sagen werden: «Nun ja, wenn wir nichts Härteres hätten überstehen müssen!»

*7. März 1994*

**Liebe Lisa**, zwischen der Entlassung aus dem RAD und der Einberufung zum Heer lagen zwei oder drei Wochen, die ich als Urlaub genoss. Tagelang einfach tun zu können, was mir einfiel, zu lesen, zu tanzen, mit Irene spazierenzugehen, die Spielschar als Gast zu besuchen und vor allem viel zu schlafen, das hatte nach den drei Monaten im Waldviertel einen Geschmack von Paradies. Dass die Mutter das Essen immer vorsichtiger einteilen musste, dass sie sich Sorgen machte um den Ältesten, der dann einige Wochen später in Russland umgekommen sein muss, dass die Bombenangriffe von den grossen Städten immer weniger übrigliessen, das alles zählte in diesen Tagen nicht. Meine Einberufung zu den Panzerjägern P 5 auf den 13. Juni 1944 bekam ich an dem Tag, als die Alliierten in der Normandie landeten, am 6. Juni.

Ich will Dich nicht mehr langweilen mit Details meiner dritten Rekrutenzeit, wieder einmal in Karlsruhe, diesmal in einer anderen Kaserne. Jetzt wurden wir am Gewehr, am Maschinengewehr, vor allem aber an der Panzerabwehrkanone trainiert. Denn Panzerjäger nannte man inzwischen jede Art von Panzerabwehr, obwohl da gerade gegen Ende des Krieges wenig zu jagen war, die Jäger oft zu Gejagten wurden. Panzerabwehrkanonen hatten ein geringes Kaliber, 7,5 cm, dafür sehr lange Rohre, denn die Granaten sollten ja Panzerwände durchschlagen. Und diese schwe-

142 ren Biester mussten wir nun abprotzen, in Stellung bringen, laden, reinigen. Vor allem mussten wir damit zielen und schiessen lernen.

Unser Kompaniechef hatte zwei Eigenschaften, die bei Soldaten gefürchtet waren. Er war Ostpreusse – und Ostpreussen galten als harte Vorgesetzte –, und er war Zwölffender. So nannte man die Leute, die sich schon in der Weimarer Republik für zwölf Jahre als Unteroffiziere bei der Reichswehr verpflichtet hatten. Ein beträchtlicher Teil von ihnen wurde, als es der neuen Wehrmacht an Offizieren fehlte, in die Offizierslaufbahn übernommen und zeichnete sich oft durch kleinliche Strenge aus. Schliesslich hatte dieser Oberleutnant im Krieg ein Auge verloren; sein Glasauge beunruhigte die Kompanie, denn wir hatten meistens das Gefühl, es blicke genau uns an, und keineswegs freundlich. Obwohl dieser Kompaniechef ungefähr so war, wie es seine Biographie ankündigte, obwohl uns nichts geschenkt wurde, hatte ich doch nie den Eindruck, es gehe um absichtliche Demütigung. Und dafür war ich dankbar.

Dein Grossvater, **Lisa**, war nie das, was man einen guten Soldaten nennt. Eigentlich hätte ich das ja sein müssen. Und ich wäre es auch gern gewesen. Ich war körperlich gewandt, hatte das Exerzieren von klein auf gelernt. Aber ich war – und bin – technisch ganz und gar unbegabt. Bis ich gelernt hatte, wie man das Schloss des Gewehrs auseinandernahm und – gereinigt und geölt – wieder zusammensetzte! Und erst bei der Kanone! Wahrscheinlich wäre heute mit mir noch weniger anzufangen, denn bei der Bundeswehr kommt es noch viel mehr auf Technik an. Was mich selbst erstaunte, war, dass ich – mit dem Gewehr – ganz gut schiessen konnte. Da unser Kompaniechef darauf besonderen Wert legte, verzieh er mir andere Schwächen.

Wir waren gerade fünf Wochen in der Kaserne, als wir eines Nachmittags plötzlich scharfe Munition ausgehändigt bekamen. Man sagte uns, wir seien jetzt im Alarmzustand. Abends mussten wir uns feldmarschmässig, die volle Patronentasche umgeschnallt, auf unsere Fallen legen, so dass wir jederzeit abrücken konnten. Nur sagte uns niemand, warum dies alles so war. Gerüchte liefen, amerikanische Fallschirmjäger seien in der Nähe abgesprungen. Erst am nächsten Tag, es war der 21. Juli 1944, hörten wir von dem Attentatsversuch auf Hitler in der Wolfsschanze. Bis heute weiss ich nicht, für welche Seite wir in Alarmbereitschaft versetzt wurden, ob wir, wäre es dazu gekommen, für oder gegen die Männer um Stauffenberg hätten marschieren und schiessen müssen. So wenig kann ein einfacher Soldat entscheiden.

Im August wurden wir nach Böblingen verlegt, in die Kasernen oben auf dem Berg südöstlich der Stadt, die seit dem Krieg von den Amerikanern belegt sind. Im Schwäbischen fühlte ich mich eher zu Hause, obwohl wir in Böblingen so selten ausgehen durften wie in Karlsruhe.

Der Luftkrieg wurde von Monat zu Monat härter. Wir unterstanden einem General, der die Marotte hatte, seine Soldaten mit dem Karabiner auf Flugzeuge schiessen zu lassen. So übten wir täglich «Tiefflieger von vorn!» Das hiess dann, dass wir uns auf den Rücken legen und mit dem Gewehr in die Luft zielen mussten. Zum Ende der Ausbildung, bei der Besichtigung durch den Herrn General, taten wir dies ausgiebig, und der hohe Herr war's zufrieden.

Wahrscheinlich kam es ihm weniger darauf an, amerikanische Jagdbomber abzuschliessen, als bei seinen Soldaten das Gefühl der Hilflosigkeit zu bekämpfen, das sie überfallen musste, wenn Schwärme von Tieffliegern sie beharkten. Mehr der Psychologie halber standen auch Ma-

144 schinengewehre über den Dächern der Kaserne, auf Holzgerüsten, die bei Fliegeralarm immer besetzt sein mussten. An einem sonnigen Septembertag gehörte ich zufällig zur Fliegerwache, die einen der luftigen Schiessstände zu besteigen hatte. Dort hatten wir eine weite Aussicht über den spätsommerlichen Schönbuch, auch bis Degerloch, wo noch kein Fernsehturm stand. Dann kamen sie, Staffel auf Staffel, in mindestens zehntausend Meter Höhe. Im Herbst 1944 hatten sie es nicht mehr nötig, die Nacht abzuwarten. Natürlich waren wir mit unseren Maschinengewehren noch hilfloser, als wir es seinerzeit mit unserer 2-cm-Flak gewesen wären. Mit Schiessen konnte man sich nur lächerlich machen.

Plötzlich begann es in der Luft zu glitzern. Die unzähligen Bomben, die nun die Septembersonne reflektierten, waren für Daimler-Benz in Sindelfingen bestimmt. Aber einige, so sah es aus, konnten in unserer Nähe niedergehen. Wir sahen sie nicht mehr explodieren, denn in Windeseile hatten wir unser Gerüst geräumt und fanden uns im Luftschutzkeller bei den anderen wieder.

*10. März 1994*

**Liebe Lisa**, wenn Du Dir vorstellst, wie ausgewachsene Soldaten ihre Waffe, die keine ist, stehenlassen und sich überstürzt ein enges Holztreppehen zum Dachboden der Kaserne hinunterdrängen, findest Du dies vielleicht lächerlich. Im letzten Teil meines Berichts wirst Du manches Schreckliche, aber auch viel Grotesk-Komisches finden. Offenbar kommt diese Mischung immer da vor, wo etwas zu Ende geht, wo Ordnungen oder Systeme sich auflösen. Hast Du schon einmal den *Simplicius Simplicissimus* von Grimmelshausen gelesen? Wenn nicht, dann tu



es bald. Dann wirst Du finden, was mir erst aufging, als ich 1949 im Seminar von Friedrich Beissner in Tübingen eine Arbeit über diesen ersten grossen Romanautor deutscher Sprache aufgetragen bekam: Dieser Simplicius, der sich da einfältig und doch gewitzt durch das verwirrte Deutschland des Dreissigjährigen Krieges schlug, ein erstaunlich elastischer Spielball der Zeitläufte, erinnerte mich an meine eigenen Abenteuer gegen Ende des Zweiten Weltkrieges. Aber soweit sind wir noch nicht.

Im Jahr 1944 dauerte die Ausbildung von Soldaten nur noch zehn oder zwölf Wochen. Meine dritte Rekrutenzeit musste also spätestens Anfang Oktober zu Ende sein. Was kam dann? Da hatte ich nun ausnahmsweise eine Wahl.

Da ich mich als Offiziersbewerber freiwillig gemeldet hatte, stand mir nun ein Lehrgang für Offiziersbewerber bevor, noch einmal monatelang nichts als Schliff. Zum Ende eines solchen Lehrgangs wurden die angehenden Offiziere zum Unteroffizier befördert und zur praktischen Bewährung an die Front geschickt. Das sah dann so aus, dass blutjunge Unteroffiziere ohne jede Fronterfahrung fünfunddreissigjährigen Obergefreiten zu befehlen hatten, obwohl diese alten Landser viel besser wussten, was im Ernstfall zu tun war. Und das ging häufig schief, für beide, die neunzehnjährigen Unteroffiziere und die doppelt so alten Soldaten. In diese Position wollte ich nicht kommen. So bat ich in einem schriftlichen Gesuch beim Kompaniechef darum, nicht zum Offizierslehrgang, sondern sofort zur Fronttruppe abgestellt zu werden. Der Oberleutnant mit dem einen Auge fand dies nicht in Ordnung, aber er gab das Gesuch weiter, und irgend jemand muss es genehmigt haben.

Das, **Lisa**, klingt nun wohl sehr heroisch: Im Herbst 1944 freiwillig an die Front. In Wirklichkeit siegte, wie so oft, wenn jemand mutig erscheint, eine Angst über eine andere.

146 Zum einen fürchtete ich mich vor einer Art von vierter Rekrutenzeit beim Offizierslehrgang. Ich hatte von dreien so gründlich genug, dass mir vor einer vierten graute. Dazu kam die Furcht vor der Verantwortung, die man mir in wenigen Monaten aufladen wollte. Natürlich hatte ich auch Angst vor dem, was mir an einer der vielen Fronten blühen konnte, die den deutschen Grenzen nun immer näher rückten.

Aber ich fand, es sei besser, wenn ich als junger Soldat einfach tat, was mir die Älteren vormachten. Nachträglich weiss ich, dass meine Meldung an die Front mir vieles erspart hat. Denn im Frühjahr 1945 wurden die Offizierslehrgänge geschlossen den anrückenden Russen und Amerikanern entgegengeworfen. Da von den angehenden Offizieren besondere Kühnheit und Zähigkeit erwartet wurden, blieben nur wenige übrig.

*12. März 1994*

**Liebe Lisa,**

es war schon Mitte Oktober, als ich vom Abstellurlaub – so nannte man den Urlaub vor der «Abstellung» zur Front – aus Hall nach Böblingen zurückkam, ausgerüstet mit etwas Backwerk von meiner Mutter, vielen guten Wünschen und Ratschlägen von Freunden und Freundinnen und einem hübschen Bildchen des hübschen Mädchens, das dann Deine Grossmutter wurde. In Hall auf dem Bahnhof hatte ich Gerhard Storz getroffen, er war, Kriegsfreiwilliger des Ersten Weltkriegs und immerhin schon 46 Jahre alt, zur Wehrmacht einberufen worden. Er verhielt sich ziemlich einsilbig, und ich führte dies auf seinen Missmut über den «Gestellungsbefehl» zurück. Erst Jahre später erzählte er mir, Freunde im Heer hätten ihn durch die Einberufung gerade noch rechtzeitig aus dem Verkehr gezogen, ehe die Gestapo seinen Verbindungen zu einigen Leuten des 20. Juli hätte nachgehen können.

In Böblingen wurde unsere Ausbildungskompanie zweigeteilt. Ein Teil kam nach Ungarn zur neu auf gestellten 78. Sturmdivision, einer Neuauflage der Division, mit der mein Bruder Reinhold erst vier Monate vorher zugrunde gegangen war. Wäre ich zu dieser Hälfte der Kompanie geschlagen worden, so hätte meine Mutter wahrscheinlich zwei Söhne bei derselben Division verloren, denn auch die neue Achtundsiebzigste wurde von der Roten Armee schrecklich zugerichtet. Aber ich kam zur anderen Hälfte, die nur erfuhr, es gehe nach Westen. Die Westfront lag längst nicht mehr in der Normandie, sie stützte sich auf die Bunker des «Westwalls», die vor dem Krieg gegen die Franzosen gebaut worden waren. Nur ein beträchtlicher Teil der Niederlande nordöstlich des Rheins war noch unter deutscher Kontrolle.

Wir waren genau zwei Wochen unterwegs in unseren Güterwagen. Gefahren ist unser Zug fast nur bei Nacht, denn bei Tag hätten amerikanische Tiefflieger sich zu leicht auf uns einschliessen können. Aber manchmal standen wir auch bei Nacht irgendwo herum, das heisst wir lagen auf dem Stroh, das die Güterwagen in Schlafwagen verwandelt hatte. Einmal mussten wir bei Nacht von der rechten Seite des Rheins auf die linke marschieren, um in einem anderen Zug weiterzukommen. Damals ging ich zum erstenmal die Strecke von Beuel nach Bonn. Aber von diesem Bonn standen nur noch gespenstische Fassaden, durch die immer wieder der Vollmond hindurchblinkte.

Schliesslich, nach vierzehn Tagen, wurden wir in Utrecht ausgeladen. Ich weiss gar nicht mehr, wie wir von dort in unsere Stellung gelangten, wahrscheinlich auf einem jener «Holzvergaser», die damals das vornehmste Transportmittel der deutschen Wehrmacht waren. Wie eine Lokomotive einen Kohlenwagen brauchte, so hatten die Lastwagen, für die das Benzin fehlte, hinten Säcke mit

148 kleingehacktem Buchenholz, dazu eine Art Kessel, aus dem durch Verschmelzung ein Gas gewonnen wurde, das dann den Motor trieb, genauer gesagt treiben sollte, denn schon bei mittleren Steigungen mussten die Soldaten absteigen, bei grösseren durften sie schieben. Aber das war immer noch bequemer, als die Strassen entlangzutrotten oder, wie viele Holländer, auf Fahrradfelgen – es gab seit 1940 keine Reifen mehr – über das Pflaster zu rattern.

Als wir bemerkt hatten, dass es nach Holland ging, hatten wir befürchtet, wir sollten bei Arnheim und Nijmegen die wacklige Front verstärken, denn dort waren amerikanische und britische Fallschirmjäger abgesprungen, um den Rheinübergang zu erzwingen. Aber wir hatten Glück. Unsere Panzerabwehrstellung lag ein ganzes Stück weiter westlich, nahe dem Städtchen Thiel. Dort war die Front ruhig, zumal zwischen den feindlichen Armeen die Waal lag, einer der gewaltigen Arme, in denen der Rhein seiner Mündung zuströmt.

*13. März 1994*

**Liebe Lisa**, als ich schon Abgeordneter im Bundestag war, es war wohl 1963, besuchte der Unterausschuss für auswärtige Kulturpolitik die deutsche Schule in Istanbul. Die erste Frage junger Türken an jeden der männlichen Parlamentarier lautete: «Waren Sie im Krieg?» Die zweite: «Wie viele Russen haben Sie getötet?»

Nun, Russen hatte ich sicher keinen getötet, aber glücklicherweise auch sonst niemanden, jedenfalls nach menschlichem Ermessen. Denn wir haben aus unserer Stellung heraus nur einmal geschossen, und da nicht auf Panzer, sondern auf einen Kirchturm auf dem anderen Ufer, auf

dem sich ein kanadischer Beobachter eingenistet hatte, der dafür sorgte, dass jede grössere Bewegung auf unserer Seite mit ein paar Salven aus Granatwerfern honoriert wurde. Vor allem auf unser Essen hatte er es abgesehen. Wenn er das Pferdefuhrwerk erspähte, das uns und anderen in einem grossen Kanister warmes Essen bringen sollte, setzte er seine Granatwerfer in Gang. Natürlich trafen die nicht, dazu sind Granatwerfer zu ungenau. Aber sie machten die Gäule scheu, die dann mitsamt unserem Essen über den Strassengraben ins Gebüsch galoppierten. Da der Turm massiv war, wir auch nicht mit dem ersten Schuss trafen, nehme ich an, dass der Kanadier seinen Turm so schnell verlassen hat wie wir seinerzeit unser luftiges Gerüst in Böblingen.

Unsere Geschützstellung war am Rande eines Obstgartens. Und da lagen immer noch, Anfang November, die köstlichsten Äpfel herum. So gute hatte ich noch nie gegessen, und so viele wohl auch nicht. Offenbar gab es einiges, in dem uns das kleine Holland voraus war. Auch die Klinkerhäuser mit ihren riesigen Fenstern fand ich grosszügiger, schöner als die in ähnlichen Vierteln bei uns. In einem ziemlich kleinen Haus direkt an der Strasse, zehn Minuten zu Fuss vom Ortsrand, hatte sich unsere Geschützbedienung einquartiert. Eigentlich sollte uns der Keller als sicherer Unterstand dienen, aber so nahe an der Waal reichten die Keller kaum einen Meter unter die Erde, weil weiter unten das Grundwasser begann. Und so konnten wir von unserem Fenster bequem auf die andere Strassenseite zum Geschütz hinübersehen.

In diesem Untergeschoss habe ich meine Feuertaufe – verschlafen. Als ich am Morgen als Wachablösung zum Geschütz hinüberstolperte, fielen mir rund ums Haus ein paar flache, versengte Mulden auf, die ich am Vortag nicht gesehen hatte. Sie sahen aus wie Einschläge von Granatwer-

150 fern. Denn Wurfgranaten explodieren sofort beim Aufschlag, wühlen sich nicht erst in den Boden ein.

Als ich später einen Obergefreiten fragte, was es damit auf sich habe, brach er – und ein paar andere dazu – in Lachen aus: Ja, da habe es heute nacht ein bisschen gescheppert, aber ich hätte so gut geschlafen, dass sie mich nicht hätten wecken wollen. Kleine Buben bekämen da manchmal Angst. Jetzt erinnerte ich mich, dass ich von einem Gewitter geträumt hatte.

Es war also doch ganz gut, mit erfahrenen Landsern zusammenzusein, wenn es krachte. Fast alle meine neuen Kameraden waren zehn oder zwanzig Jahre älter als ich und behandelten mich als eine Art Lehrling, dem sie zwar manche lästige Arbeit aufhalsen konnten, etwa das Spülen von Kochgeschirren, dem sie aber auch zugestanden, dass er erst noch lernen musste. Sie unterwarfen mich sogar einer Art von Mutprobe. Als ich eines Nachts von einem Kameraden geweckt wurde, damit ich ihn als Geschütz- wache ablöse, und ich, noch etwas benommen, zum Geschütz hinübertappte, knallte es zweimal aus dem Strassengraben. Zu Tode erschrocken legte ich mich auf den Bauch, wie ich es gelernt hatte. Konnte hier wirklich ein Stosstrupp über die Waal vorgedrungen sein? Ein Granateinschlag war es sicher nicht, es hatte eher nach einer Pistole geklungen. Aber wer sollte hier mit Pistolen schießen? So blieb ich einfach liegen und wartete. Musste ich die Kameraden alarmieren? Und wenn es nichts war und sie mich auslachten? Als es nach zehn Minuten immer noch ruhig war, kroch ich zum Geschütz hinüber und horchte, horchte. Aber es tat sich nichts. Nach zwei Stunden meldete ich den Vorfall meiner Ablösung.

Am nächsten Tag erfuhr ich von den gemütlich lachenden Landsern, sie hätten, um zu sehen, was ich mache, zwei Zeitzündler im Strassengraben deponiert, die mein Vorgän-

ger in der Geschützwanne in Gang zu setzen hatte. **151**  
Dass ich sie nicht geweckt hatte, rechneten sie mir als eine  
Art Gesellenstück an.

*15. März 1994*

**Liebe Lisa,**

eines Tages schickte mich der Unteroffizier zu einem Bretterstapel etwa zehn Minuten von der Stellung entfernt. Ich weiss nicht mehr, wozu wir das Brett brauchten, das ich zu holen hatte. Möglichst lang sollte es sein, nicht zu breit. Konnte ich mich auf dem Hinweg noch unauffällig bewegen, so war dies auf dem Rückweg, mit einem vier Meter langen Brett auf dem Rücken, nicht mehr möglich. Aber es war ja ruhig an unserem Frontabschnitt, und gelegentlich sah man, in einiger Entfernung, auch noch einen Zivilisten. Ich trottete also leidlich unbeschwert voran. Plötzlich sah ich ein britisches Jagdflugzeug ganz leise, mit abgeschaltetem Motor, von schräg hinten auf mich zugleiten. Ich konnte sogar das Gesicht des Piloten erkennen. Ich war so erschrocken, dass ich gar nicht reagierte, also nicht das Brett weg und mich auf den Boden warf, sondern einfach weiterging. Eine Salve aus dem Maschinengewehr, und ich hätte kein Lazarett mehr gebraucht. Aber der Engländer überflog mich, schaltete nach einigen Sekunden den Motor wieder ein und brauste davon. Warum hat er nicht geschossen? Dass ich Soldat war, muss er gesehen haben. Hatte er den Auftrag, nur zu beobachten und zu photographieren? Oder war es einfach unter seiner Würde, so ein hilfloses Männlein abzuknallen?

Tag und Nacht donnerten Hunderte von Bombern über uns hinweg. Bei Tag und klarem Himmel konnten wir sie zählen. So viele hatten wir noch nie beisammen gesehen, dreihundert, vierhundert, sechshundert. Wenn sie zurückkamen, fehlten nur wenige. Der Wehrmachtsbericht des

152 nächsten Tages nannte dann den Namen der Stadt, über der sie abgeladen hatten. Im Dezember 1944 waren die meisten Grossstädte zerstört, daher waren nun die Mittelstädte an der Reihe. So las ich kurz vor Weihnachten in einem Brief meiner Mutter, über Hall sei die Asche von dem Feuersturm niedergegangen, der Heilbronn verschlungen hatte.

Da stand ich an meinem Geschütz und sollte das Vaterland schützen. Dabei ging alles in Trümmer, was ich hätte schützen sollen. Das «Lieb Vaterland, magst ruhig sein, feststeht und treu die Wacht am Rhein!» hatte offenbar keinen Sinn mehr. Wenn wir so etwas waren wie eine Wacht am Rhein, dann konnte das Vaterland gar nicht ruhig sein. Die Bomber verschonten uns, weil ihnen die Städte wichtiger waren. Und wir schoben Wache, taten nichts, konnten nichts tun.

Als es mir in der Stellung zu langweilig wurde, wollte ich etwas Holländisch lernen. Aber ich hatte nur ein kleines Heftchen mit ein paar Sätzen für den Alltag. Woher sollte ich eine holländische Grammatik bekommen? Thiel, die Stadt, an deren Rand wir lagen, war geräumt. Ich weiss nicht mehr, wer mir geraten hat, in einem Vorort von Thiel, in dem es noch Zivilisten gebe, bei einem Lehrer nachzufragen, der auch Deutsch unterrichte. Jedenfalls machte ich mich eines Nachmittags, vorschriftsmässig abgemeldet, auf den Weg dorthin. Schliesslich fand ich den Namen und klingelte. Als eine hochgewachsene, schon ergraute Dame mit einem jungen Gesicht öffnete, stotterte ich mit meinen paar niederländischen Brocken etwas daher von einer Grammatik, um die ich sie bitte. Die Dame lächelte: Ich dürfe deutsch reden, dann verstehe sie besser. Also wiederholte ich meinen Wunsch auf deutsch. Ja, darüber lasse sich reden, aber zuerst möchte sie wissen, woher ich komme, meinte die Dame. «Aus Deutschland natürlich, das sehen Sie doch an der Uniform!» In dieser Uniform



kämen mancherlei Leute, wandte die Dame ein, sie wolle es genauer wissen. Ich käme aus Württemberg, sei ein Schwabe, gestand ich. «Ich möchte es aber noch genauer wissen», beharrte die Dame, die etwa dreimal so alt war wie ich. Ich sei in Ulm geboren, aber in Schwäbisch Hall aufgewachsen. Jetzt lachte die Dame: «Und jetzt müssen Sie nur noch sagen, Sie seien einer der Epplersbuben, dann weiss ich Bescheid.» Die Frau des holländischen Lehrers stammte aus Ulm, hatte im Haus der Grossmutter verkehrt, hatte mich im Kinderwagen spazierengefahren, später nach Holland geheiratet. Sie hatte mich an der Ähnlichkeit mit meiner Mutter erkannt. So klein also war das Europa, das in diesem Krieg vor die Hunde ging.

Meinen achtzehnten Geburtstag verlebte ich noch in der Stellung, dann wurde ich, kurz vor Weihnachten mit zwei anderen zusammen, abkommandiert zu einem Kurs, bei dem wir das Räumen von Minen lernen sollten. Der Kurs dauerte nur eine gute Woche, und doch habe ich das, was damit verbunden war, noch heute, ein halbes Jahrhundert danach, nicht vergessen. Wir mussten uns erst in der Frontleitstelle Utrecht melden, wo es immer von Soldaten wimmelte, die dort essen, schlafen, Marschbefehle abholen konnten.

Auch wir übernachteten dort und wollten sehr früh wieder aufbrechen. Wir waren gerade dabei, uns zum Frühstück hinzusetzen, als zwei Feldgendarmen eintraten. Wir nannten sie «Kettenhunde», weil sie als Abzeichen um den Hals eine Metallkette trugen, an der, ebenfalls aus Metall, eine weithin sichtbare Plakette hing. Feldgendarmerie, das verhiess nie Gutes. Aber wir hatten schliesslich unseren Marschbefehl, und den konnten sie sehen.

Das wollten sie aber gar nicht. Sie gingen einfach durch die Reihen und sagten, ganz wahllos, immer wieder:

154 «Kommen Sie mit!» Der Versuch, sich auf den Marschbefehl zu berufen, war vergeblich: «Haben Sie nicht gelernt, dass unsere Befehle immer vorgehen?» Am Ausgang der Frontleitstelle bestiegen wir, insgesamt zwanzig Soldaten, von denen kaum einer den anderen kannte, einen Lastwagen. Niemand sagte uns, was man mit uns vorhatte. Immerhin hatte ich schon gelernt, mich in solchen Situationen nach hinten zu verdrücken. Das tat ich auch, als wir in einem Kasernengelände ausgeladen wurden und die zehn ersten je eine scharfe Patrone in die Hand gedrückt bekamen. Aber begriffen hatte ich immer noch nicht: Die Feldgendarmerie hatte sich ein Erschiessungskommando zusammengewürfelt.

Es war eine Erschiessung nach Vorschrift, nach dem Militärstrafrecht. Dazu gehörten zehn Soldaten, die schossen, zehn, die, im rechten Winkel aufgestellt, zusehen mussten. Und ich war, eher zufällig, bei den zehn, die nicht zu schießen brauchten. Es war sogar ein Richter da, der rasch, und für uns unverständlich, das Urteil noch einmal verlas, ein Geistlicher, der das Opfer begleitete. Es handle sich um einen Deserteur, sagte man uns. Aber das konnte gelogen sein. Er war nicht in Uniform. Und ein Feigling war er sicher nicht, der Mann, der da sterben musste, denn er gab keinen Laut von sich, stand straff und stolz an seinem Pfahl, bis der Befehl zum Feuern kam.

Warum hatte die Feldgendarmerie gerade uns ausgesucht, die wir zufällig in der Frontleitstelle sassen? Darüber begann ich erst nachzudenken, als wir, einige noch recht benommen, wieder da abgeladen wurden, wo wir weggeholt worden waren. Wollte man so etwas keiner Einheit mehrmals zumuten? Oder spekulierte man darauf, dass durch die Berichte der wahllos Zusammengesuchten möglichst viele Einheiten abgeschreckt wurden? Ich weiss es heute noch nicht. Ich weiss nur, dass mich diese Szene bis heute verfolgt.

Wohin hätte ich geschossen, wenn ich in die Gruppe der anderen zehn geraten wäre? Was hätte es dem armen Kerl geholfen, wenn ich danebengezielt hätte? 155

*18. März 1994*

**Liebe Lisa**, der Kompaniechef, der mich zum Minenräumkurs geschickt hat, war kein Menschenkenner, denn hier erwies sich wieder einmal mein Mangel an technischer Fertigkeit, auch mein Widerwille, mich mit Technischem zu beschäftigen. Sicher, ich wusste schliesslich, wie man eine Mine entschärft. Aber ich habe längst wieder vergessen, was mir damals beigebracht wurde. Wenn ich heute mit einer Mine zu tun hätte, ich wüsste damit sowenig umzugehen wie Du.

Aber ich erinnere mich, dass es deutsche Landminen waren, an denen wir übten, nicht britische oder amerikanische. Geheimnisvoll wurde uns zu verstehen gegeben, es stehe eine Offensive bevor, und an der Kanalküste lägen noch unzählige deutsche Minen, die den Vormarsch behindern könnten. Tatsächlich, während des Kurses begann die sogenannte Ardennen-Offensive, der letzte Grossangriff, zu dem die Wehrmacht noch die Kraft aufbrachte. Wir, so wurde geflüstert, sollten, wenn die Panzerspitzen sich von Osten her Antwerpen näherten, von Norden über die Waal vorstossen und den Kessel schliessen. Am 24. Dezember früh wurde ich zur Truppe zurückbeordert, wieder über die Frontleitstelle Utrecht. Von dort sollte ich sofort, noch am Heiligen Abend, zu einer Kompanie fahren, die an der Waal in Bereitstellung war. Den Namen des Ortes weiss ich nicht mehr. Wichtig für mich war, dass ich nicht in unsere Stellung zurückkehren sollte.

In Utrecht kamen wir gerade rechtzeitig zur Weihnachtsfeier. In einem grossen Saal an weiss gedeckten Tischen

156 Hunderte von Soldaten. Trotz Alkohol war die Stimmung gedrückt. Viele wussten oder ahnten, dass nun in unserem Abschnitt das grosse Verheizen beginnen sollte. Denn wie wollten wir die kilometerbreite Waal überqueren, wenn die feindlichen Jagdbomber uns nach Belieben abknallen konnten? Auffällig war, dass jetzt, am letzten Weihnachtsabend in Hitlers Deutschland, nicht mehr von der Partei empfohlene Lieder wie «Leise rieselt der Schnee» gesungen wurden, sondern einfache, christliche Weihnachtslieder. «O du fröhliche...» und «Stille Nacht, heilige Nacht». Es war schon bewegend, wie sich da Landser, die sonst nichts mit Kirche im Sinne hatten, ihr Heimweh und ihre Angst von der Seele sangen: Das «Christ, der Retter ist da!» am Schluss klang so gar nicht wie frohe Botschaft, eher wie ein Schrei um Hilfe.

Mein Zug ging gegen Mitternacht, denn bei Tage verkehrten keine Züge mehr. Auf dem Bahnhof wurde ich zu einem Zug gewiesen, an dem es, wie ich rasch feststellte, keine einzige Fensterscheibe gab. Dabei war es sternklar und bitter kalt, schon jetzt um zehn Grad unter Null. Ich sah auch kaum Menschen, nur einige Soldaten, die, ebenso wie ich, vergeblich nach einem Waggon mit Fenstern suchten. Hatten die Niederländer die Scheiben eingeschlagen, um den Besatzern das Leben schwerzumachen? Oder war der Zug mehr als einmal von verzweifelten Menschen gestürmt worden, die, um einen Platz zu ergattern, die Fenster eingeschlagen hatten? Schliesslich setzte ich mich in eines der kleinen Abteile und wartete, ob noch jemand kommen würde.

Es kam niemand. Mit einiger Verspätung stampfte der Zug los. Natürlich war er auch nicht geheizt, denn was hatte es für einen Sinn, die Landschaft zu heizen? Ich konnte nur hoffen, dass die Fahrt nicht lange dauerte. Aber da hatte ich mich verrechnet. Immer wieder blieb der Zug auf winzigen Stationen oder auch auf freier Strecke endlos lange

stehen. So jedenfalls empfand ich es, denn ich fror, wie ich noch nie gefroren hatte, nicht einmal in den Schneestürmen des Waldviertels. Denn dort konnte, musste ich mich bewegen, hier konnte ich nur sitzen, aufstehen, zwei Schritte hin, zwei Schritte her, sitzen. Fuhr der Zug, so piffte der Wind durch das Abteil, denn die Türen schlossen nicht, und auch auf der anderen Seite war keine Scheibe. Ich kramte aus meinem Gepäck eine Decke, aber wenn ich mich darin einhüllte, konnte ich mich nicht bewegen, und die Kälte kroch noch rascher von den längst eiskalten Füßen herauf. Auch stieg die Gefahr des Erfrierens, wenn ich einnicken sollte. Hätte ich mir doch in der Frontleitstelle etwas von dem Schnaps mitgeben lassen, der heute dort zu haben war. Aber woher sollte ich wissen, was mich erwartete? Ich hatte mich doch gefreut, dass ich mich nicht zu Fuss zur Truppe durchschlagen musste.

In dieser Heiligen Nacht, **Liebe Lisa**, sollte ich offenbar lernen, was es heisst, keine Herberge zu haben. Als der Zug zwischen fünf und sechs Uhr früh meinen Zielbahnhof erreichte, kletterte ich ganz steif aus meinem Waggon. Ich hatte es überstanden und fühlte mich wie erlöst – dabei wusste ich doch, was mir bevorstand.

Am Tag darauf, am zweiten Weihnachtsfeiertag, in nächtlicher Frühe, sollten wir die Waal überqueren. Natürlich hatte ich Angst. Die Ardennen-Offensive war nach schweren Verlusten steckengeblieben. Sollten wir den Vormarsch wieder in Gang bringen? Trotzdem schlief ich gut und tief, denn ich hatte ja die letzte Nacht kein Auge zugehtan. Als ich aufwachte, dämmerte es schon. Der Angriffstermin war längst verstrichen. Unsere Offensive fand nicht statt. Sie war zu offenkundig sinnlos geworden.

Als ich schliesslich wieder zu meiner Kompanie zurückbeordert wurde, war sie nicht mehr in ihren Stellungen an

158 der Waal, sie lag im Quartier in einer Kleinstadt hinter der Front. Die Briten hatten die Deiche der Waal bombardiert, und unsere Geschütze waren abgessoßen. Bis auf Weiteres waren wir nun keine Panzerjäger mehr. Soweit uns die Zeit nicht durch Exerzieren oder Gewehreinigen vertrieben wurde, spielten wir Schach oder lasen. Damals geriet ein zerlesener Band mit Leo Tolstois «Auferstehung» in meine Hand. Ich kam kaum mehr davon los, vielleicht, weil hier eine Welt aufleuchtete, die so ganz und gar anders war als die des erbarmungslosen Tötens und Getötetwerdens, zu der ich gehörte.

Wie damals, im Januar 1945, die Stimmung der Truppe gewesen sein muss, kannst Du schliessen aus einer bizarren Szene, die sich mir eingepägt hat. Während die Kompanie sich in der gewohnten Ordnung aufstellte, trat, ehe der Unteroffizier vom Dienst dem Spiess die Kompanie meldete, ein alter Obergefreiter vor die Front, er war von Beruf Schneider und stammte aus der Pfalz, und imitierte Hitler: «Ich habe mich nunmehr entschlossen, die Schwangerschaft der deutschen Frau von neun auf sechs, wenn notwendig auf drei Monate herabzusetzen. Es müssen Soldaten produziert werden noch und noch!» Die Antwort war Gelächter. Offenbar hatte der Landser keine Angst, denunziert zu werden. Denn vor Kriegsgerichten wurden um diese Zeit weit harmlosere Sprüche als Wehrkraftersetzung mit dem Tode bestraft. Heute, **Lisa**, ist diese Szene für mich ein Hinweis darauf, dass die Kritik an Hitler zuerst nicht bei seiner brutalen Amoralität ansetzte, sondern bei seiner Selbstüberschätzung, seiner Vermessenheit, seinem gestörten Verhältnis zur Wirklichkeit. Wahrscheinlich, **Lisa**, ging es mir nicht anders.

Wenn am Rande einer Schachpartie politisiert wurde, kamen wir allerdings nicht über die naiven Vorstellungen davon hinaus, dass nach dem Krieg die Wehrmacht erst ein-

mal die «Goldfasanen» zum Teufel jagen müsse, die sich jetzt in der Heimat als Tyrannen aufführten. Was dann kommen sollte, blieb unerörtert. Wahrscheinlich haben die Soldaten, die weiter dachten, geschwiegen.

*20. März 1994*

**Liebe Lisa,**

es war wohl Ende Januar, als die Kompanie wieder einmal verladen wurde. Unser Zug bewegte sich – wenn er sich bewegte – in Richtung Osten, Richtung Deutschland. Und wieder dauerte es endlos lange, bis wir am Ziel waren: in einer Kaserne bei Munsterlager in der Lüneburger Heide. Von dort sollten wir, mit neuen Geschützen ausgerüstet, wieder an die Front geschickt werden. Da es dazu nicht mehr reichte, kam die Front schliesslich zu uns.

In den zwei Monaten, bis es soweit war, wurde uns die Zeit so vertrieben, wie man seit jeher Soldaten die Zeit vertreibt, wenn sie eigentlich nichts zu tun haben: Exerzieren, Waffenreinigen, allerhand Appelle, bei denen zu beweisen war, dass das Gewehr, das Seitengewehr oder die Gasmaske zum einen noch vorhanden, zum anderen vorchriftsmässig sauber war.

Genau habe ich dies nicht mehr in Erinnerung. Eine Begebenheit hat mich allerdings bis heute nicht losgelassen. Ich habe darüber lange nicht sprechen können, aber als der Kirchentag von Hannover 1983 zu Beginn mit einem Gottesdienst in Bergen-Belsen der Opfer des Konzentrationslagers gedachte, fand ich, damals Präsident des Kirchentages, dass ich diese Gedenkstunde nicht vorübergehen lassen konnte, ohne zu berichten, was ich hier erlebt hatte.

160 Da ich mir nicht mehr zutraue, dies noch einmal in Worte zu fassen, vielleicht auch Angst davor habe, zitiere ich einfach, was ich damals sagte:

«Ich wäre feige, wollte ich hier verschweigen, wie ich selbst Zeuge jener letzten Degradierung menschlichen Lebens wurde, die hier geschah. Ich spreche davon, auch wenn dabei meine Feigheit sichtbar wird.

Meine Kompanie, Panzerjäger des Heeres, hatte in Holland ihre Geschütze verloren und sollte auf dem Truppenübungsplatz Soltau-Munsterlager neu ausgerüstet werden. Man schrieb Februar 1945. Ich war gerade 18 Jahre alt.

Von der Ostfront, die längst mitten durch Deutschland ging, kamen immer neue Transporte mit Schwerverwundeten auf der Verladerampe Bergen-Belsen an. Kasernen wurden zu Notlarazetten. Fast täglich wurden Teile unserer Kompanie zum Ausladen kommandiert. Einmal kam die Reihe auch an mich. Wer einmal einen Zug von erbarmungslos zusammengeschossenen Menschenleibern entladen hat, könnte meinen, menschliches Elend lasse sich darüber hinaus nicht mehr steigern: in einem infernalischen Gestank von Eiter und Exkrementen verlöschende Menschen mit herabhängenden Kiefern, aufgerissenen, notdürftig verbundenen Bäuchen, viele dabei, ohne ein gutes Wort, ohne ein Gebet, ohne irgendeine menschliche Zuwendung zu verröcheln.

Aber es gab noch eine Steigerung. Da fuhr auf derselben Verladerampe ein Zug ein, es hiess, er komme aus Ungarn. Es war ein offener Güterzug, offen gegen Regen und Schnee. Die Menschen, in der Mehrzahl Frauen, Jüdinnen, wurden, übrigens ebenfalls meist von Frauen, mit der Reitpeitsche aus den Waggons getrieben. Wer sich noch bewegen konnte, musste sich in einem langen Zug im Laufschrift, wieder mit der Reitpeitsche angetrieben, nach



dem KZ schleppen. Dies hatten wir wahrgenommen, während wir mit unseren wimmernden, stöhnenden Kameraden beschäftigt waren. Nun waren wir fertig und sollten – der Unteroffizier drängte – rasch zurück in die Kaserne.

Aber da geschah noch etwas: Die Wachmannschaften der SS, diesmal Männer, gingen in die Waggonen und zerrten heraus, was da liegengeblieben war. Menschliche Körper wurden, immer von zwei Männern, an Händen und Füßen gepackt und auf einen Lastwagen geschleudert. Die meisten waren tot. Aber eben: nicht alle. Wir standen wie versteinert, bis ein älterer Obergefreiter, nicht ich, etwas murmelte von Schweinerei. Die Antwort war ein winziges Sätzchen: «Willst du auch mit?»

Wir trollten uns. Wir hätten uns wohl auch verdrückt, wenn auch wir, wie die SS, Waffen bei uns gehabt hätten. Während wir auf unseren Wagen stiegen, hörten wir lautes Schimpfen und Fluchen: Einer der Lastwagen, auf denen Sterbende unter Toten erstickten, hatte Motorschaden. Und dieser technische Defekt führte zu einer ungeheuren Erregung bei denen, die vorher tote und sterbende Menschen wie Weizensäcke verladen hatten. Jetzt, als die Tötungsmaschinerie nicht funktionierte, wurden die Emotionen wach.»

Als ich diese Szene in Bergen-Belsen zu schildern versuchte, warst Du, **Liebe Lisa**, drei Jahre alt und hast uns mit Deinem kindlichen Charme bezaubert. Du bist an jedem Geländer blitzschnell hochgeklettert und hast Deine Grosseltern stolz von oben herab angestrahlt. Du hast sie gelehrt, was Leben ist, nein, was Leben sein kann. Und solche Lektionen brauche ich bis heute, um mit den Bildern von damals fertig zu werden.

**Liebe Lisa**, im April 1945 muss ein stabiles Hoch das Wetter in Norddeutschland bestimmt haben. Denn fast alles, was mir in Erinnerung geblieben ist, spielt in einer klaren Aprilsonne, einem frischen Ostwind oder in kühlen, sternklaren Nächten. Die Sonne schien, als wir, um den heranrückenden Amerikanern zuvorzukommen, die Vorratslager leerten, aus denen allerhand Kostbarkeiten zum Vorschein kamen: Büchsen mit Schweinefleisch, Zigaretten, Kugelschreiber. Die Sonne schien, als wir auf Holzfeuern kleingeschnittene Kartoffeln in viel Schweineschmalz braten und uns dann wunderten, wie schwer uns das ungewohnt fette Essen im Magen lag. Die Sonne schien über der Heide, als wir an den Strassenrändern tiefe Löcher in den Sand buddelten, von denen aus wir die feindlichen Panzer mit Panzerfäusten abschiessen sollten.

Sie kamen glücklicherweise noch nicht, die Panzer, obwohl niemand genau wusste, wo denn nun die Front sei. Dafür bekamen wir plötzlich zwei nagelneue amerikanische Chrysler-Limousinen zugeteilt, von denen es hiess, einige aus der Kompanie hätten sie erbeutet. Wahrscheinlich hatten die Landser sie im allgemeinen Durcheinander irgendwo gefunden. Auch Benzin hatten sie aufgetrieben. Jedenfalls sassen wir von da an nicht mehr in unseren Löchern, sondern fuhren mit unseren Panzerfäusten wie wild durch die Gegend, meist ohne klares Ziel, immer die kerzengeraden Strassen der Heide entlang. In der Limousine sassen der Unteroffizier und die Obergefreiten, ich als der Jüngste stand aussen auf dem Trittbrett – denn damals, **Lisa**, hatten die Autos noch Trittbretter. Genächtigt haben wir in Zelten in der Heide.

Dort tauchte eines Tages ein Hauptmann von etwa fünfzig Jahren bei uns auf, der zwei ganze Weltkriege in Schreib-

stuben verbracht hatte und nun, als der zweite zu Ende ging, plötzlich in Torschlusspanik den Drang verspürte, Heldentaten zu vollbringen. Unser Kompaniechef, ein Berliner mit Humor, teilte den gesetzten Herrn unserer Gruppe zu. Der Herr Hauptmann unterstand damit unserem Unteroffizier. Das war gegen alle Regeln, aber welche Regel galt noch? Jedenfalls sass von da ab der Hauptmann, er hiess Schäfer, auf dem Vordersitz rechts neben dem Fahrer und spielte aufgeregt mit seiner entscherten Pistole, um ja keine Gelegenheit zu heroischem Tun zu verpassen. Da ich meinen Platz auf dem rechten Trittbrett hatte, hielt ich meist nicht Ausschau nach dem Feind, sondern blickte verstohlen auf die zappligen Hände des Hauptmanns. Wenn wir durch die Gegend brausten, hatte ich weniger Angst vor amerikanischen Maschinengewehren, die überall lauern konnten, als vor der Pistole des nervösen Offiziers. Da unser verhinderter Held auch den anderen auf die Nerven fiel, bat unser Unteroffizier den Kompaniechef, den hohen Herrn doch anderweitig einzusetzen.

Und das tat der auch. Ich weiss noch heute, wie wir eines Morgens vor unserem Zelt standen, wieder schien die Sonne, während der Kompaniechef dem alten Herrn erläuterte, die Kompanie habe ihren Tross verloren – was der Wahrheit entsprach – und die Suche nach dem Tross sei eine so wichtige Aufgabe, dass er damit keinen Unteroffizier betrauen wolle, das könne nur ein Offizier. Das Bild hat sich mir eingepägt, wie der arglose Hauptmann, auf der einen Schulter eine Panzerfaust, auf der anderen das Gewehr, zwischen den Sträuchern der Heide tapfer in die befohlene Richtung zu marschieren begann, während auf den Gesichtern der abgebrühten Landser der gespielte Ernst langsam breitem Grinsen wich, feder wusste, dass er den Amerikanern in die Hände laufen musste. Aber in Gefangenschaft, so meinten wir, könne er weniger Unheil anrichten. Dass die sinnlose Unternehmung den naiven Hel-

24. März 1994

**Liebe Lisa**, was ich über den verrückten Hauptmann erzählt habe, ist so grotesk, dass man es kaum glauben, noch weniger allerdings erfinden kann. Es passt besser in Grimmelshausens *Simplicius* als in den Untergang des Dritten Reiches. Ähnlich steht es mit der Geschichte, wie ich, versehentlich, noch einen Gefangenen gemacht habe.

Wir hatten, wie gesagt, unseren Tross verloren. Der Tross einer Kompanie umfasst seine Schreibstube, wo zum Beispiel die Wehrpässe verwahrt werden, vor allem aber die Feldküche und alles, was zur Versorgung der Soldaten nötig ist. So bekamen wir nun sehr unregelmässig zu essen, immer dann, wenn der Spiess etwas «organisiert» hatte. Organisieren hiess im Kommissdeutsch herbeischaffen, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob das Organisierte gegeben, gekauft oder gestohlen war.

Eines Abends, es muss, wie Du am Ende der Geschichte errechnen kannst, der Abend des 18. April gewesen sein, gab unser Kompaniechef einem Kameraden und mir den Auftrag, am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang auf die Hasenjagd zu gehen.

Wir krochen also vor Sonnenaufgang aus unserem Zelt, entscherten unsere Gewehre und pirschten durch das Gestrüpp aus jungen Birken, Zwergkiefern und allerhand Büschen. Natürlich liess sich kein einziges Häslein blicken. Dafür stand, als schon die Sonne die winzigen hellgrünen Birkenblätter glitzern liess, plötzlich ein schwerbewaffne-

ter Amerikaner vor uns. Noch heute weiss ich nicht, woher er kam. Denn wir hatten keine Feindberührung und wähen die Amerikaner einige Kilometer entfernt. Aber da stand er nun, gegen alle Wahrscheinlichkeit, dazu noch ganz alleine, zwanzig oder dreissig Schritt von uns entfernt und starrte uns an.

Da auch uns nicht mehr verborgen geblieben war, wer den Krieg gewonnen hatte, verständigten wir uns mit einem kurzen Blick darauf, dass wir uns auf nichts mehr einlassen wollten, also bereit waren, uns zu ergeben. Da kam der ebenso verschreckte Amerikaner uns zuvor. Wir waren ja immerhin zu zweit, er war allein. Und vielleicht war er auch entnervt vom Suchen nach seiner Truppe. So blieb uns nichts anderes übrig, als ihn zu entwaffnen und zu unserem Kompaniechef zu bringen.

Der, noch ziemlich schläfrig, beschimpfte uns auf seine schnoddrige Berliner Art. Ob er nun wohl den Amerikaner auffressen solle? Hasen hätten wir ihm bringen sollen. Wir schwiegen, denn wir konnten uns ja auch nicht damit entschuldigen, dass der versprengte Ami uns nur mit dem Erheben der Hände zuvorgekommen sei. Nachdem der Chef etwas nachgedacht hatte, gab er uns als Strafe den Befehl, den Amerikaner zu einem Stab in etwa sieben Kilometer Entfernung zu bringen. Was für ein Stab es war, weiss ich nicht mehr; Mitte April 1945 war auch kaum mehr ein Unterschied zwischen dem Stab eines Bataillons und dem einer Division.

Wir brachen, mit einer Landkarte bewaffnet, gegen Mittag auf, vorn der Kamerad, dann der Ami, als letzter ich. Wir hätten uns nicht gewundert, wenn wir den Amerikanern in die Hände gelaufen wären und die Rollen dann doch noch anders verteilt worden wären. Wir haben wohl auch nicht den direktesten Weg gefunden, denn es wurde schon

166      Abend, als wir den sichtbaren Beweis unseres Heldenmutes bei einem Major abliefern konnten, der übrigens davon nicht mehr entzückt war als unser Oberleutnant. Was sollte er in diesem Chaos mit einem Gefangenen machen?

Ich weiss nicht mehr, wo der Ami für die paar Tage eingesperrt wurde, bis seine Freunde ihn befreiten. Aber ich erinnere mich noch sehr genau, dass, als wir uns eben etwas warme Suppe schmecken liessen, von einem Panzerspähwagen herab ein Volksempfänger – das war das Mini-Radio, das nur den nächsten deutschen Sender empfangen konnte – die Rede von Joseph Goebbels übertrug, die der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda – ja, **Lisa**, so war sein offizieller Titel – wie jedes Jahr zum Vorabend von Führers Geburtstag hielt, also am 19. April. Beredt wie eh und je machte er den Deutschen klar, dass, aller Wirklichkeit zum Trotz, der Endsieg sicher sei. Berlin sei deutsch und Wien werde wieder deutsch. Natürlich fehlten nicht die Hinweise auf die Wunderwaffe, die im letzten Moment die Wende bringen werde.

Als er fertig war, hatte wohl mancher Landser wie ich das Bedürfnis, sich in den Schenkel zu kneifen, um herauszubringen, ob das, was wir erlebten, nicht doch ein Traum und das, was Goebbels sagte, die Realität sei. Aber einige Minuten später hatte uns die Wirklichkeit wieder, gegen die nun keine Rhetorik mehr ankam.

*25. März 1994*

**Liebe Lisa**, unsere letzte Stellung waren Schützengräben und Unterstände des Truppenübungsplatzes Soltau-Munsterlager. Was Rekruten lehren sollte, wie man sich im

Ernstfall schützt, ersparte uns nun Arbeit und bot et- **167**  
was Deckung. Aber nur für wenige Tage.

Am 23. April 1945 gegen Abend eröffnete uns der Kompaniechef, der ganze Kessel südlich von Hamburg – ich hatte gar nicht gewusst, dass wir eingekesselt waren – werde am nächsten Morgen kapitulieren. Wer der Gefangenschaft entgehen wolle, könne in der Nacht versuchen, sich in Richtung Heimat durchzuschlagen, durch die amerikanischen Linien, falls es so etwas gab. Das sei nicht ganz ungefährlich, jeder sei frei zu gehen oder zu bleiben.

Ich gehörte zu denen, die gehen wollten. Daraus wurde dann ein abenteuerlicher Fussmarsch nach Süden, mit dem ich diesen Bericht abschliessen will. Er dauerte genau 18 Tage, so lange wie der Polenfeldzug zu Beginn des Krieges. Daher nannte ich ihn meinen Feldzug der 18 Tage. Er war zu Ende am 10. Mai 1945, zwei Tage nach der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht.

Die Nacht vom 23. zum 24. April war nicht, wie die vielen Nächte vorher, sternklar, sondern diesig, vielleicht auch neblig, jedenfalls war die Sicht begrenzt, und das konnte uns nur recht sein. Ich gehörte zu einer Gruppe von vier Soldaten, die gemeinsam versuchen wollten, durch die amerikanischen Stellungen nach Süden durchzubrechen; nein, das klingt ja noch ganz kriegerisch, wir wollten unerkannt hindurchschleichen durch irgendeine Lücke zwischen den Stellungen. Erst stritten wir uns, ob wir Waffen, in diesem Fall Pistolen, mitnehmen sollten oder ob es für unser Vorhaben besser sei, alle Waffen zurückzulassen. Ich, der weitaus Jüngste, beteiligte mich an diesem Streit nicht, da ich ohnehin keine Pistole besass. Dass man ohne Waffen sicherer sein könne als mit Waffen, war für die meisten Soldaten nach sechs Jahren Krieg ein geradezu revolutionärer Gedanke. Schliesslich nahmen zwei von uns

**168** Pistolen mit, zwei nicht, sicher kein sehr kluger Kompromiss.

Meine Bewaffnung bestand aus einem Kompass, dem ich es wohl verdanke, dass mein Feldzug der 18 Tage nicht misslang, und einem Packen von sechs oder sieben Dutzend Schreibstiften, für die ich unterwegs etwas zum Essen eintauschen wollte. Aber daraus wurde, wie Du sehen wirst, nichts.

Wir schlichen uns also einige Kilometer durch Gebüsch und niedrigen Wald, bis einige schwache Lichter durch den Nebel flackerten. Es waren wohl nur Taschenlampen oder Feuerzeuge, aber sie mussten von amerikanischen Posten kommen. Wir bogen aus, bis wir wieder Lichter sahen, und begannen dann, zwischen den vermuteten Stellungen hindurchzukriechen, erst robbend, so dass der Körper ganz am Boden blieb, dann auf allen vieren, bis wir es, vielleicht nach einer Stunde, wieder wagten, aufrecht, genauer gesagt, gebückt weiterzurennen.

Wir, das waren nur noch zwei, die anderen beiden hatten wir verloren – oder sie uns. Der Zufall wollte es, dass nun die beiden Pistolenträger und die beiden Waffenlosen unter sich waren. Wir mussten bis zum Morgengrauen möglichst weit nach Süden vorankommen, denn in der Nähe der amerikanischen Linien hätten wir den kommenden Tag nicht überstanden, ohne gefangen zu werden. Aber wo sollten wir den Tag über bleiben?

Als die ersten hellen Streifen am Horizont sichtbar wurden, fanden wir im Wald einen hohen Reisighaufen. Wir machten daraus einen flacheren, ausgedehnteren und krochen darunter, um dort bis zum Abend auszuharren. Es wurde ein nasser Tag mit leichtem Nieselregen, und wir froren erbärmlich unter unserem Fichtenreisig. Aber wir mussten es dort aushalten, denn erst jetzt stellte sich her-



aus, dass wir ein Waldstück zwischen zwei Waldwegen ausgesucht hatten, auf denen hin und wieder seltsam kleine Autos fuhren. Später wussten wir, dass man sie Jeeps nannte. Immerhin hatten wir noch Brot, so dass wir nicht zu hungern brauchten, und nichts zu trinken, was immerhin den Vorteil hatte, dass wir das Risiko des Austretens vermeiden konnten. Nach Einbruch der Dunkelheit, als wir aus unserem Versteck hervorgekrochen und unsere eingeroosteten Glieder wieder in Gang gebracht hatten, machten wir uns wieder auf den Weg, querfeldein, Marschzahl 32 auf dem Kompass, also genau nach Süden. Natürlich ging es nicht immer geradeaus. Wir mussten Dörfern ausweichen, Bachübergänge suchen, von befahrenen Strassen Abstand halten.

Gegen Morgen versteckten wir uns wieder in einem dichten Waldstück zwischen jungen Fichten, diesmal allerdings in der Nähe eines Gehöfts. Denn jetzt ging unser Proviant zur Neige, und wir wollten von nun ab nicht mehr bei Nacht marschieren. Dazu aber mussten wir unser solides, übrigens ziemlich neues Feldgrau gegen irgendwelche zivilen Kleider eintauschen. Und dazu brauchten wir Kontakt mit Menschen.

Der Tausch gelang im Laufe des Vormittags, aber was für ein Tausch! Für mein stabiles, warmes Tuch bekam ich eine uralte, durchlöchernte Hose, aus der beim Sitzen am Knie die Unterhosen hervorquollen – ich weiss, **Lisa**, dass junge Leute dies heute schick finden –, und eine Jacke, die vor uns wohl der letzte der Knechte im Stall hatte tragen müssen. Denn alles, was zwischen den Löchern noch an Tuch vorhanden war, starrte vor Schmutz und stank, wie eben Stallkleider stinken. Da ein besseres Angebot nicht zu erwarten war, lieferten wir unsere makellosen Uniformen ab und bestaunten uns in unserem jämmerlichen Aufzug. Wir zogen es vor zu lachen, obwohl uns eher nach Weinen zumute war.

170 Von nun an wagten wir es, bei Tag zu wandern. Schliesslich wimmelte Deutschland von solchen Gestalten, wie wir sie jetzt abgaben. Polen, Russen, Ukrainer, die auf deutschen Bauernhöfen gearbeitet hatten, wollten sich bei den Alliierten in den Städten melden, um endlich nach Hause zu kommen. Und natürlich waren wir nicht die einzigen Soldaten, die als wandelnde Vogelscheuchen nach Hause strebten.

Wir, das waren jetzt noch Heinz und ich. Heinz war Oberschlesier, von Beruf Steiger in einem Bergwerk. Er war etwa zehn Jahre älter als ich, erfahrener, vitaler, selbstbewusster. Vor allem liess er sich durch nichts unterkriegen, war meist guter Laune. Ärgerte er sich, reagierte er sich mit dem unvermeidlichen «Pjeronnje!» ab, einem Fluch, den ich mir auch angewöhnte, obwohl ich nicht wusste, was er bedeutet. Aber dann lachte er wieder. Seine Ausstrahlung auf Frauen kam uns später sehr zustatten, denn manche Bäuerin konnte seinem Charme nicht widerstehen, wenn er seine Bitte um etwas Brot oder Wurst mit Komplimenten für den Hof, die Kinder oder gar für die Bäuerin selbst verband.

28. März 1994

**Liebe Lisa**, wir, Heinz und ich, die neugebackenen Zivilisten, wagten es also von jetzt an, bei Tage zu wandern. Das war einfacher, angenehmer, aber eben auch gefährlicher, wie wir schon am ersten Tag erfahren sollten.

Immer noch in der Lüneburger Heide, suchten und fanden wir schmale, nicht befahrbare Wege in Richtung Süden. Denn wir hatten inzwischen herausgefunden, dass Amerikaner fast nie zu Fuss unterwegs waren. Am Nachmittag erreichten wir am Wegrand einen abgelegenen Bauernhof, der von seinen Besitzern offenbar verlassen worden war.

Da wir uns schon lange nicht mehr hatten waschen können, zogen wir am Brunnen vor dem Wohnhaus unsere löchrigen Jacken und unsere noch intakten, aber schmutzigen Hemden aus, um den Dreck und wohl auch den Angstschweiss der letzten Tage loszuwerden. Wir waren gerade dabei, uns abzuseifen, als ein freundlicher älterer Herr auf uns zutrat und uns mit holländischem Akzent nach dem Hofbesitzer fragte. Nein, wir wüssten nicht, wer und wo dieser sei, wir seien Soldaten, die sich hier nur waschen und dann weiterziehen wollten. Der freundliche Herr verschwand wieder, aber als wir uns gerade abtrockneten, waren wir plötzlich umringt von einem halben Dutzend finster blickender Gestalten. Da einer von ihnen noch die gestreiften Hosen des KZ-Häftlings trug, begriffen wir sofort, dass hier befreite KZ-Opfer sich an ihren Peinigern rächen wollten. Auch sie hatten sich irgendwo Zivilkleider besorgt, allerdings solidere als wir. Einige waren bewaffnet. Erst tasteten sie uns nach Waffen ab und fanden glücklicherweise nur zwei Taschenmesser. Dann interessierten sie sich für unsere nackten Arme, zum Glück hatten wir uns noch nicht wieder angezogen. Offenbar suchten sie nach einer Tätowierung am Oberarm, denn die Waffen-SS pflegte ihren Leuten dort die Blutgruppe einzubrennen, die bei der Wehrmacht nur auf der Erkennungsmarke eingepägt war, die jeder Soldat immer um den Hals zu tragen hatte. Dass sie weder Waffen noch Tätowierungen fanden, besänftigte die Männer nicht, die uns erst in gebrochenem Deutsch anherrschten, dann mit Heinz polnisch sprachen. Ich begriff nur, dass dies alles andere als ein freundschaftliches Geplauder war. Und so stand ich da, immer noch mit entblösstem Oberkörper, ein kindlich-verlegenes Lächeln auf dem Gesicht, wie mir Heinz eine Stunde später nicht ohne Grund erzählte. Denn offenbar kreiste die Unterhaltung um die Frage, ob es Gründe gebe, uns laufenzulassen. Wohl nie war ein Menschenleben weniger Wert als gegen Ende des Zweiten Weltkrieges. Wären unsere Arme tätow-

172 wiert gewesen oder hätten wir – als Zivilisten – Pistolen bei uns gehabt, hätten wir wohl nicht überlebt. Dass die Polen uns, nachdem sie uns alles Wertvolle, auch die Wolldecken, abgenommen hatten, dann doch laufenliessen, führte Heinz auf zwei Gründe zurück: Zum einen darauf, dass er fliessend polnisch mit ihnen sprach, zum anderen auf mein verlegenängstliches Kinderlächeln, das so gar nicht dem Bild der brutalen Herrenmenschen entsprach, an denen sie sich rächen wollten.

Das erfuhr ich natürlich erst, als wir uns, den kläglichen Rest unserer Habe auf dem Rücken, wieder auf den Weg gemacht hatten. Was sollten wir jetzt tun? Die Schreibstifte, mit denen ich Brot eintauschen wollte, waren weg. Ohne Wolldecken – die Wohltat eines modernen Schlafsacks kannten wir noch nicht – konnten wir nicht mehr im Freien übernachten. Und nach Schwaben war es noch weit. Nun schien alles gleichgültig, jetzt konnten wir auch auf der Strasse weiterwandern, auf die Gefahr hin, im Gefangenenlager zu landen.

Keine halbe Stunde, nachdem wir uns auf die Strasse gewagt hatten, überholte uns ein amerikanischer Militärtransporter, grösser als ein Jeep, kleiner als ein Truck, auf dem ein halbes Dutzend Soldaten sassen. Der Wagen kam von hinten, überholte uns, wendete zweihundert Meter vor uns, fuhr noch einmal an uns vorbei, wendete nochmals und hielt schliesslich zwanzig Schritt vor uns. Die Soldaten sprangen ab, als hätten sie eine schwierige militärische Operation vor sich, und legten ihre Maschinepistolen auf uns an. Verdutzt hatten wir bemerkt, für wie gefährlich wir gehalten wurden, blieben nun natürlich stehen und erhoben die Hände. Immerhin hatten die Amerikaner uns ausreichend Zeit gelassen zum Überlegen, was nun zu tun sei. Als sie fragten, ob wir Soldaten seien, nahm ich mein ganzes, gar nicht so übles Schulenglisch zusammen und

antwortete, ja, wir seien deutsche Soldaten, die nun schon seit Stunden nach dem nächsten Gefangenenlager suchten, ob sie uns denn nicht sagen könnten, wo das nächste Lager sei. Die Amerikaner, die wir wohl bei einer wichtigeren Unternehmung gestört hatten, gaben genau, schliesslich geradezu höflich Auskunft, wo wir uns zu melden hätten, bestiegen wieder ihr Fahrzeug und brausten davon.

Wahrscheinlich war ich während dieses Gesprächs selbst unschlüssig, ob es nicht angebracht wäre, die relative Sicherheit des Kriegsgefangenen weiteren Abenteuern vorzuziehen. Aber als die Amis weg waren, lachten wir erst einmal und besprachen dann im Weitertröten, was zu tun sei.

Als wir einen Bauern Kartoffeln stecken sahen, das gab es schon wieder, fragten wir ihn, ob wir in der Nähe übernachten könnten. Das sei schwierig, denn in allen Dörfern – die wir bislang gemieden hatten – seien Plakate angeschlagen, wonach es bei Todesstrafe verboten sei, deutschen Soldaten Unterkunft zu gewähren. Bis heute kenne ich keinen Fall, in welchem dafür jemand hingerichtet wurde, aber als Deutsche waren wir gewohnt, jede Androhung der Todesstrafe ernst zu nehmen. Im Übrigen, meinte der Bauer, sollten wir uns hüten vor der nächsten Stadt, es war Winsen an der Aller, dort seien in einer Turnhalle eine oder zwei polnische Kompanien einquartiert, die unter britischem Oberbefehl kämpften, und mit denen sei nicht zu spassen.

Das klang nicht gut, und ich neigte schon dazu, dem Rat der gutgläubigen Amerikaner zu folgen. Da meinte Heinz, er wisse etwas Besseres, ich solle ihn nur machen lassen. Als ich darauf bestand, wenigstens zu erfahren, was er für uns beide entschieden hatte, eröffnete er mir, wir würden uns in Winsen als polnische Zwangsarbeiter bei den Polen

174 melden und dort übernachten. «Du vielleicht, aber ich?» fragte ich zurück. Heinz hatte darüber offenbar schon nachgedacht und hatte sofort die Antwort parat: «Du spielst den Deppen, den Schwachsinnigen, das kann dir ja nicht so schwerfallen.»

Meine Begeisterung war begrenzt, nicht so sehr wegen des Kompliments als wegen der Waghalsigkeit der Unternehmung. Aber schliesslich fügte ich mich. Und so marschierten gegen Abend, kurz bevor die Ausgangssperre begann, zwei zerlumppte Gestalten in Winsen an der Aller ein, eine dünne und eine untersetzte, jede ein kleines Bündel über der Schulter. Ich blickte schon ganz verwirrt um mich, sei es, weil ich Angst hatte, sei es, dass ich mich in meine neue Rolle einfühlen wollte.

Kaum hatten wir die Turnhalle erreicht, war Heinz schon in freundlichem Gespräch mit dem polnischen Posten, der mich kritisch beäugte und dem ich schon Proben meiner Gestörtheit zu liefern hatte. Glücklicherweise fragte er mich nichts. Tatsächlich, der Posten liess uns durch, ja, er wies uns eine Schlafstelle im Stroh in einer Ecke der Turnhalle an, und ich tappte stumpf und unbeholfen hinter Heinz her, wie geistig Behinderte dies zu tun pflegen. Kaum hatten wir unseren Platz erreicht, warf ich mich ins Stroh und vergrub mein Gesicht, damit niemand mich etwas fragen konnte. Nach einiger Zeit rüttelte Heinz mich auf: «Komm, iss, ich habe ein warmes Gulasch und Brot!» Ich ass im Liegen, den Kopf abgewandt, dann wühlte ich mich ins Stroh ein und begann, den versäumten Schlaf der vergangenen Nächte nachzuholen.

Am nächsten Morgen versuchte ich mich hinausschleichen, ehe die Soldaten aufwachten, aber Heinz wollte sich erst noch Kaffee besorgen. Und so trank ich bei den Polen zum erstenmal seit Jahren wieder richtigen Bohnenkaffee,

ehe ich, hinter Heinz her stolpernd, die Turnhalle verliess. 175  
Heinz verabschiedete sich lachend vom Posten, und nach einer  
halben Stunde hatten wir Winsen hinter uns gelassen.

*30. März 1994*

**Liebe Lisa,**

inzwischen verstehst Du, warum mich die Abenteuer von Grimmelshausens *Simplicius Simplicissimus* an eigene Erfahrungen erinnern. Heute bin ich ziemlich sicher, dass in diesem Roman aus dem Dreissigjährigen Krieg fast nichts erfunden ist. Wo alles drunter und drüber geht, kann die Wirklichkeit verrückter sein als alles, was ein Romanautor sich auszudenken vermag.

Jedenfalls gab uns die Nacht im polnischen Militärquartier neue Zuversicht. Schlimmer als in den letzten Tagen konnte es kaum mehr kommen. Öffnete sich, wenn man nur zäh, schlau, vielleicht auch einfältig genug war, immer wieder ein Ausweg? Also verliessen wir die Strasse und wanderten wieder querfeldein, das Gras war noch niedrig genug, nach Süden, fernab von Jeeps und Trucks.

Inzwischen war das Wetter wieder schön geworden, kein Aprilwetter, sondern ein verfrühtes Maiwetter, nur die Nächte blieben kühl. Wir liessen Hannover und Hildesheim links liegen und bewunderten die Berge des Harzes, die von Stunde zu Stunde grösser wurden. Unter anderen Umständen wäre unser Fussmarsch nach Süden eine herrliche Wanderung gewesen. Niemand konnte uns hindern, den Frühling zu geniessen. Die hellgrünen Saaten auf den Feldern, die ersten Blüten der Apfelbäume, die Hasen, die über die Wiesen hoppelten, kümmerten sich nicht um den Untergang des Deutschen Reiches. Die Lerchen zirpten wie jedes Jahr, und die Schwalben jagten einander hoch in der

176 Luft, als ob es nie Jagdbomber gegeben hätte. Als wir die Wälder des Harzes erreicht hatten, trieben die Fichtenzweige wie immer ihre lichtgrünen Spitzen, die Rehböcke stiessen ihre Rufe aus, und die Sonnenuntergänge hinter den Harzhügeln waren nicht anders als die in der Kindheit hinter den Waldenburger Bergen. Die Natur war unverehrt und kümmerte sich nicht um all das, was uns so wichtig war.

Es gab also Dinge, und wichtige dazu, die ganz unabhängig waren davon, ob und wann die deutsche Wehrmacht kapitulierte, ob Hitler lebte oder tot war. Das fand ich tröstlich. Dass eines Tages, mitten im Frieden, die Wälder sterben könnten, und dies durch menschliche Einwirkung, hätte ich damals niemandem geglaubt.

Eines allerdings war anders als sonst: Nie haben sich so viele Menschen in den Wäldern herumgetrieben wie damals. Mitten im Wald krochen plötzlich Männer aus dem Dickicht, etwa so sorgfältig gekleidet wie wir, die erzählten, sie kämen von Breslau und wollten nach Köln, andere kamen aus Böhmen und wollten nach Hamburg, wieder andere aus Westfalen auf dem Marsch nach Linz oder Graz. Wir waren also nicht die einzigen, die endlich einmal nicht auf ein Kommando warten, sondern auf eigene Faust versuchen wollten, nach Hause zu kommen. Die Wehrmacht löste sich auf, schon vor der Kapitulation. Und es war am ungefährlichsten, amerikanisch oder britisch besetztes Gebiet zu durchstreifen, denn wo die Alliierten noch nicht waren, wüteten deutsche Standgerichte und knüpften flüchtige Soldaten zum Zwecke der Abschreckung am Strassenrand auf.

Es muss irgendwo zwischen Harz und Thüringer Wald gewesen sein, wo wir, natürlich mitten im Wald, Landser trafen, die uns erzählten, Hitler sei tot. Offiziell habe es geheissen, er sei gefallen, «bis zum letzten Atemzug gegen



den Bolschewismus kämpfend». Wie hat diese Nachricht damals auf mich gewirkt? Ich muss mich sehr anstrengen, um nicht vieles, was ich erst später erfuhr und einsah, in diese Tage zurückzuprojizieren. Sicher hatte ich Hitler, von dem seit etwa 1941 immer weniger zu hören und zu sehen war, lange ausgespart, wenn ich, zumal nach dem Reichsarbeitsdienst, die «Weltanschauung» des Nationalsozialismus, seine Methoden, aber auch seine Repräsentanten kritisiert hatte. Schliesslich war Hitler, so meinte ich, kein feister, eitler Angeber wie Hermann Göring, kein blasser Apparatschik wie Heinrich Himmler, kein disziplinloser Säufer wie Robert Ley, kein wildgewordener Polemiker wie Julius Streicher. Ich wollte einfach nicht glauben, dass all das Scheussliche, von dem ich gehört und das ich selbst gesehen hatte, seinen Ursprung im Willen dieses Mannes hatte. Dass wir nun alle seine Vermessenheit büssen mussten, seinen Mangel an Augenmass, seine Selbstüberschätzung, seine Verhöhnung des amerikanischen Präsidenten, das habe ich wohl schon damals begriffen. Aber dass er den Krieg, von dem er immer behauptet hatte, er sei ihm aufgezwungen worden, nicht nur in Kauf genommen, sondern immer gewollt, vorbereitet und seit 1937 geplant hatte, habe ich erst später erfahren und eingesehen.

Es kommt wohl der Wahrheit am nächsten, wenn ich sage, die Nachricht vom Tode des Mannes, auf den ich mehr als einen Eid geschworen hatte, habe in mir weder Erleichterung noch Trauer oder gar Erschütterung ausgelöst.

Der Tod war in diesen Monaten allgegenwärtig. Nun war Hitler an der Reihe. Das hatte seine innere Logik, es war folgerichtig, zu erwarten. Wie sollte er auch die totale Niederlage nach dem totalen Krieg überleben?

178 Die Schwielen auf der jungen Seele, die der Krieg, Hitlers Krieg, hatte wachsen lassen, liessen nun auch den Tod jenes Führers nicht mehr an mich heran, der, das wusste ich schon, eine Jugend mit Schwielen auf der Seele gebraucht und gewollt hatte.

*3. April 1994*

**Liebe Lisa,**

vielleicht ist es gut, dass seither ein halbes Jahrhundert vergangen ist und ich vieles vergessen habe, sonst würde ich immer weitererzählen, vom Thüringer Wald, wo im Osten immer wieder die Wartburg auftauchte, vom Eichsfeld, wo die Menschen besonders verängstigt und abweisend waren, von der mühsamen Suche nach einer unbewachten Mainbrücke. Eigentlich waren es heitere Tage, zumal wenn wir etwas zu essen hatten. Nur die Nächte waren weniger angenehm. Wo war ein Scheunentor nicht verriegelt, ein Fenster offen, so dass wir einsteigen und in Stroh oder Heu kriechen konnten? Einmal fanden wir nur ein winziges Gartenhäuschen, das bis oben gefüllt war mit Tannenzapfen, damals kostbarem Brennmaterial. Also wühlten wir uns bis zum Hals in die Tannenzapfen ein, die tatsächlich vor der Kälte schützten. Ein andermal waren wir durch ein offenes Fenster in einen Stall eingestiegen, und ich hatte mich in eine Art Futterkrippe gelegt. Als am frühen Morgen der Bauer den Stall betrat, jagte er mich entsetzt hinaus, weniger weil er mir die Nachtruhe nicht gegönnt hätte, sondern weil ich in seiner Futterschneidmaschine lag. «Was wäre passiert, wenn ich nicht aufgepasst und einfach angeschaltet hätte?»

Es war heilsam für mich, dass ich mich ganz auf das Nächstliegende konzentrieren musste: Wo finden wir einen Brunnen? Wie kommen wir zu einem Stück Brot oder gar etwas Käse? Wie entgehen wir amerikanischen Kon-

trollen? Welcher Weg ist der kürzeste, abge- 179 legenste, günstigste? Wo treiben wir etwas Stroh auf für die Nacht, möglichst mit einem Dach darüber?

Wer seine Kraft zusammenraffen muss, um zu überleben, gerät nicht so leicht und vor allem nie lange ins Grübeln über eine ganz und gar ungewisse Zukunft. Denn jetzt war ja eingetreten, was ich mir nicht hatte vorstellen können und wohl auch nicht vorstellen wollen: Ich lebte in einem Land, das ganz abhing von der Gnade der Sieger. Was würden sie mit diesem Deutschland machen, das die Welt sechs Jahre lang in Atem gehalten hatte? Wie könnte die Rache aussehen für die Scheusslichkeiten, die jetzt ans Licht kamen und an denen zu zweifeln ich keinen Anlass hatte? Wie würden die Sieger mit meiner Generation verfahren? Würden sie Deutschland in ein Land ohne Intellektuelle verwandeln wollen, wie es die deutschen Herren in Polen versucht hatten? Würde ich je studieren können? Oder gäbe es sonst irgendeine Arbeit?

Vielleicht hat der Zwang, mich um das Nötigste zum Überleben zu kümmern, immer das Nächstliegende anzupacken, eine bescheidene, aber belastbare Hoffnung geweckt: Wie ich mich jetzt durchschlug, von einem Tag, von einer Stunde zur andern, so würde ich mich auch künftig durchschlagen, und schwieriger, als es jetzt war, konnte es kaum werden. Wer so viel Gefährliches überstanden hatte, vielleicht auch bewahrt worden war, würde wohl auch noch andere Hindernisse nehmen. Ja, es regte sich in mir so etwas wie ein jugendlicher Trotz, mich durchzubissen, mich zu bewähren an dem, was mir bevorstehen mochte.

Heute werden die Überlebenden von damals oft gefragt, ob sie die Kapitulation als Katastrophe oder als Befreiung erlebt hätten. Wenn ich mich richtig erinnere, dann ging mir am Tag der Kapitulation vor allem eines durch den Kopf:

180 Jetzt ist der Krieg zuende, und Du lebst noch. Das hatte ich ein halbes Jahr zuvor nicht zu hoffen gewagt.

Mit Heinz ging alles so lange gut, wie ich, der weitaus Jüngere, mich seinen Vorschlägen anschloss, seinem Instinkt vertraute. Aber von Tag zu Tag gewann ich an Selbstvertrauen: Ich konnte mithalten beim Marschieren, meine Knie spielten mit, als wären sie nie geschwollen gewesen, es kam sogar vor, dass mein jungenhaftes Gesicht beim Betteln erfolgreich war, und manchmal, wenn wir an einer Wegegabel stritten, was der richtige Weg sei, stellte sich nachher heraus, dass mein Orientierungssinn so schlecht nicht gewesen war. Da wir beide wenigstens die Hartnäckigkeit gemein hatten, kam es bald nach dem Übergang über den Main zu jener Szene, die ich heute noch vor mir sehe: Wieder einmal an einer Wegegabel, konnten wir uns nicht einigen. Aber diesmal fügte ich mich nicht, ich marschierte in die eine, er in die andere Richtung, jeder in der Hoffnung, der andere werde doch noch nachgeben. Aber keiner gab nach, und so wanderte ich die letzten Tage allein. Heinz sah ich erst nach ein paar Jahren wieder. Er war munter wie immer und präsentierte mir die Frau, die ihn im Mai 1945 auf genommen hatte.

Die letzten drei Tage wanderte ich über die Tauber, die Jagst, schliesslich über die Bühler in Richtung Hall, am letzten Tag mehr als vierzig Kilometer. Nun kannte ich mich ja aus, und ich wollte von Weckrieden das Wettbachtal hinunter, dann vom Friedhof her den Friedensberg hinauf, um bewohntes Gebiet zu meiden. Kurz vor Beginn der Ausgangssperre wollte ich von dem Wäldchen her, in dem ich jeden grösseren Baum kannte, an unser Haus heranschleichen. Tatsächlich traf ich keine Menschenseele, keine amerikanische und keine deutsche, aber als ich das Haus durch die Linden schimmern sah – es war unversehrt –, standen davor reihenweise amerikanische Autos, Jeeps

und Personenwagen, ich konnte sie nicht zählen. Und vor den Nachbarhäusern sah es nicht anders aus. Offenbar hatten die Amerikaner die ganze Siedlung okkupiert. Und das bedeutete, auch das hatte ich schon gelernt, dass da keine deutschen Bewohner mehr blieben. Was sollte ich jetzt tun? Auf der Uhr der Michaelskirche schlug es sieben, also begann jetzt die Ausgangssperre, und in diesem Punkt kannten die Amerikaner keinen Spass. Wo konnten Mutter und Schwestern Unterschlupf gefunden haben? Ich verkroch mich wieder im Wäldchen, das ja auch den Hang zur Stadt hinunter bedeckte. So konnte ich mich an ein Haus von Bekannten heranschleichen, die, erschreckt durch den abgerissenen Eindringling, der da gesetzwidrig trotz Ausgangssperre unterwegs war, mir doch sagen konnten, wo die Epplers untergekommen waren, nämlich nur wenige Häuser weiter.

Und so traf ich die Familie wenige Minuten danach auf dem Dachboden eines Einfamilienhauses, wo zwischen ein paar Matratzen ein Tischchen stand, auf dem nun aufgefahren wurde, was sich zur Begrüssung herbeischaffen liess. Till und Richard waren noch nicht zu Hause, sie kamen wenige Tage später, Till mit einem Granatsplitter in der Hand.

Alles andere, **Liebe Lisa**, kannst Du dir selbst vorstellen, die Freude der Mutter, die seit vielen Wochen nichts von ihrem Jüngsten gehört hatte, den Spass der Schwestern an dem ungewohnten Aufzug des Bruders. Ich brauchte noch viele Tage, um ganz zu begreifen, dass nun, zwei Tage nach der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht, für mich nicht nur der Krieg zu Ende war, sondern der erste Abschnitt meines Lebens, mit dem der zweite nur wenig gemein haben sollte.

**Liebe Lisa,**

Du willst wissen, warum ich diesen Bericht aufgeschrieben habe. Eigentlich hätte ich diese Frage erwarten, sie schon im ersten Brief beantworten müssen. Vielleicht wollte ich mich zwingen, mir noch einmal diese zwölf Jahre vor Augen zu führen. Denn wenn ein Bruch so tief ist wie der von 1945, kann eine Biographie auseinanderbrechen, kann die Kontinuität eines Menschenlebens verlorengehen, vor allem dann, wenn wir verdrängen, was uns beschwert, wofür wir uns schämen. Natürlich schäme ich mich für vieles, was ich damals getan, geredet, noch mehr für das, was ich nicht getan, nicht gesagt, nicht versucht habe. Es hat Jahre gedauert, bis ich mir eingestehen konnte, dass ich, keineswegs nur gezwungen, Werkzeug eines Systems war, dessen Sieg nicht nur das alte Europa deformiert, sondern auch mein eigenes Leben verdorben, in eine Richtung gelenkt hätte, die mir nicht gemäss gewesen wäre. Denn für die Aufgaben, die Hitler den Überlebenden meiner Generation zugedacht hatte, hätte ich doch wohl nicht getaugt.

Heute, ein halbes Jahrhundert danach, will mir der Untergang des NS-Reiches als ganz persönlicher Glücksfall erscheinen: Was wäre aus mir geworden, der ich mich als widerborstig gegen jede Art von Konformismus erweisen sollte, in einem System, das die Wahrheit nach dem Sieg noch rigorosener verordnet hätte als vorher?

Aber ich habe nicht nur für mich geschrieben, sondern auch für Dich, für Deine Geschwister, Deine Basen und Vettern, und vielleicht auch für andere, die wissen möchten, was für einen Politiker dieser Republik, der sich für einen Demokraten hält, die zwölf Jahre der NS-Diktatur bedeutet haben. Manche meinen ja, meiner Generation merke man an, dass wir keine geborenen, sondern ange-

lernte Demokraten seien, dass wir zwar streng demokratisch dächten, aber nicht immer so fühlten, dass wir das Autoritäre nie ganz ausgeschwitzt hätten. Dass daran etwas ist, habe ich von Willy Brandt gelernt, nicht weil er jemals so etwas behauptet hätte – das hätte nicht zu ihm gepasst –, sondern weil er uns vorgelebt hat, wie ein geborener Demokrat mit Macht umgeht. Immerhin hatte ich das Glück, mit 18 und nicht mit 28 Jahren meine demokratische Lehre zu beginnen. Da bleibt dann nicht alles nur im Kopf. Aber was und wieviel meine Generation aus den zwölf Jahren mitgeschleppt hat, werden wohl erst sensible Biographen im nächsten Jahrhundert beurteilen können.

Was ich jetzt noch anfüge, wirst **Du, Lisa**, möglicherweise für überflüssig oder gar schulmeisterlich halten. Aber da ich das Gefühl habe, dass der Streit um diese zwölf Jahre noch nicht zu Ende ist, dass Deine Generation zu tun bekommen wird mit Leuten, die meinen, diese Zeit müsse ganz neu bewertet werden, wage ich es, Dir noch vier knappe Ratschläge zu geben, die Du gern wieder vergessen darfst, die Du aber irgendwann vielleicht doch brauchen kannst:

Wenn Dir jemand sagt, im Dritten Reich seien die weitaus meisten Deutschen weder fanatische Nazis noch todesmutige Widerstandskämpfer gewesen, dann widersprich nicht. Dies ändert aber nichts daran, dass fast alle, kritisch oder unkritisch, getan haben, was Hitler von ihnen verlangte.

Wenn jemand behauptet, dieser Hitler müsse doch mehr gekonnt haben als hassen, brüllen und in Teppiche beißen, sonst wäre die Mehrheit der Deutschen ihm nicht nachgelaufen, so prüfe ruhig, aber kritisch, ob er als Historiker besser verstehen oder als Propagandist entschuldigen will.

**184** Wenn jemand Menschen von heute, die keine Nazis sein wollen, mit Nazis vergleicht, sei auf der Hut. Wer Saddam Hussein, Milosevic oder gar Honecker mit Hitler vergleicht, verharmlost die Herren des Dritten Reiches.

Wenn jemand die Brutalität ohne Beispiel bestreitet, das systematische Morden bei pathologisch gutem Gewissen, die bürokratisch organisierte Ausrottung der Juden, die Entwertung von Menschen zur Sache, die erbarmungslos konsequente Auslöschung menschlicher Würde in Theorie und Praxis, dann widersprich, lass es nicht durchgehen. Und, wenn Du willst, berufe Dich auf Deinen Grossvater.